Internationale Zeitschrift
für
Individualpsychologie

Arbeiten aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von Dr. ALFRED ADLER
unter ständiger Mitwirkung von Dr. LEONHARD SEIF (München), Dr. FRITZ KÜNKEL (Berlin), Dr. WILHELM FÜRNROHR (Nürnberg), Dr. M. STAM (Den Haag)

4. Jahrgang | Juli-August 1926 | Nr. 4

Inhaltsverzeichnis:

ERSCHEINT ZWEIMONATLICH

ABONNEMENTSPREISE:
Für Österreich: ganzjährig Schilling 16·—.
Für Deutschland: Mark 10·—. Für die übrigen europäischen Staaten: Mark 10·— oder der Gegenwert.
Für die überseeischen Staaten: Dollar 3·—

PREIS DIESES HEFTES:
Schilling 5·— oder Mark 3·—; für die überseeischen Staaten Dollar 1·—.

Österreichisches Postsparkassen-Scheckkonto: 198.971. — Postscheckkonto für Deutschland: 47.007, Postscheckamt München

REDAKTION UND ADMINISTRATION:
WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG INDIVIDUALPSYCHOLOGIE WIEN
VERLAGSBUCHHANDLUNG MORITZ PERLES, WIEN, I., SEILERGASSE 4
Für England und Amerika: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London

Neurose und Lüge*)

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

Die psychologische Betrachtung der Lüge stand am Eingang meiner Bemühungen um eine Klarheit über die Neurose. Es ist ungemein schwierig, zwischen Lüge im weitesten Sinne, etwa Lebenslüge, und Neurose zu entscheiden. Zur Illustration diene folgender Fall:

Ein 28jähriger Mann, der bisher neben seinem älteren Bruder im Geschäfte seiner Eltern tätig war, arbeitete lange Zeit, wenig gefördert und ohne besonderes Vertrauen zu genießen, bis er sich immer mehr zurückzog und den Verkehr mit den Kunden nicht mehr führte. Schließlich legte er sich zu Bett, klagte über Ermüdungszustände und zeigte große „Depressionen". Auch klagte er, die Leute sähen ihm an den Augen ab, daß er Masturbant sei[1]). Trotz seiner „Depression" frequentierte der Patient alle Arten von Unterhaltungen und Vergnügungen und zeigte eine auffallende Sucht zu Übertreibungen und Prahlereien. So feierte kürzlich in Wien ein Oberkellner eines bekannten Kaffeehauses ein Dienstjubiläum; Patient ging hin, gratulierte dem Jubilar und erzählte ihm, wie lange und woher er ihn kenne, woran kein Wort wahr war. Nur um „dabei" gewesen zu sein. Patient übt derzeit keine fruchtbringende Tätigkeit aus und klagt immer über seine „Depression", von der er gerne und oft spricht.

Der Lebensstil dieses Patienten ist folgender: Er ist ein zweitgeborener Sohn nach einem älteren, gutgeratenen Bruder, gegen den er nicht aufkommen kann, und da es ihm nicht gelingt, die Parität mit dem Bruder herzustellen, gibt er das Rennen auf, wirft alles von sich und erbringt eine Krankheitslegitimation. Gleichzeitig fühlt er sich durch eine jüngere, lebenstüchtige Schwester in seinem Prestige bedrängt. Seine Zustände stoßen zu Hause auf Widerstand. Er wechselt deshalb den Schauplatz seiner Tätigkeit und lebt jetzt in Wien, aber auch hier verläßt ihn der Schatten seines Bruders nicht. In seinen Prahlereien „stellt er sich immer auf die Zehen", um größer zu erscheinen. Denn seine starke Lügenhaftigkeit hat den Zweck, sich größer zu machen, statt nach wirklicher Überlegenheit, nach dem Schein derselben zu streben, auf der unnützlichen Seite des Lebens zu glänzen, sich jeder Vorwärtsbewegung zu entschlagen, um so einer realen Niederlage zu entgehen. Wenn man aber näher zuschaut, welche Lebensform er zeigt, wie er sich durch Vorweisung einer Krankheitslegitimation zu salvieren trachtet, dann kommt man zu dem Schlusse, auch seine Krankheit ist eine solche rettende Lüge[2]). Dieser Mensch, der gewohnheitsmäßig jede schwierige Situation durch eine von ihm unerkannte (unbewußte?) Lüge von seiner Erkrankung zu beendigen trachtet, lügt

---

*) Referat über einen Vortrag.

[1]) Häufige Furcht des Masturbanten, deren Berechtigung darin zu suchen ist, daß ihn seine Furcht vor Entdeckung verraten kann. Natürlich untrennbar verbunden mit dem Aberglauben der Schädlichkeit und mit dem berechtigten Schuldgefühl, das aus der Verletzung einer Forderung des Gemeinschaftsgefühls stammt.

[2]) Siehe Adler, „Lebenslüge in der Neurose und Psychose". Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, I. Band, 1913, Dr. Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6.

auch immer wissend. Das eine Mal lügt er „bewußt", das andere Mal „unbewußt"; der Unterschied zwischen einer „bewußten" und „unbewußten" Konkretisierung seiner Lebenslinie ist, als ein Teil eines Ganzen, gar nicht so groß. Das eine Mal versucht er sich in eine gemilderte Situation hineinzubringen, indem er eine Krankheit arrangiert, das andere Mal, indem er irgendwelche Prahlereien produziert.

In den letzten Tagen ging es ihm besonders schlecht; es kam nämlich seine Schwester, um zu sondieren, ob er nicht schon für die Arbeit reif wäre. Gleich schrieb er einen Brief nach Hause, in dem er seinen Zustand in den düstersten Farben schilderte. Er war wieder tief deprimiert, ging in seiner Depression in ein — Tanzlokal, in dem er zwei Stunden blieb, nachher spazierte er in den Prater und sprach zwei Mädchen an. Denen erzählte er von seiner Depression, wobei er sich sehr interessant vorkam, und gab als Grund für die Depression an, seine Braut, die hier in der Nähe wohne, habe von einem Grafen ein Kind zu erwarten. Auf eine Frage nach dem Namen des Grafen nannte er einen Grafen Pietro.

Dieser Graf ist die Konkretisierung seines irrtümlich geschaffenen Schreckpopanzes. Es ist der, dem er sich nicht gewachsen glaubt, der Ersatz einer anderen Konkretisierung seines Minderwertigkeitsgefühls, seines respektvoll überschätzten Bruders. Wenn wir nun fragen, was ihm besser hilft zu seiner Flucht vor Entscheidungen gegenüber dem Bruder, seine Lügenhaftigkeit oder seine Neurose, so müssen wir sagen, die Neurose; denn die ist nicht nur für die anderen viel gefährlicher, sondern sie bietet zugleich eine Rechtfertigung für ihn, die er in seiner offenen Lüge nicht findet. Er führt so, genötigt durch sein Gemeinschaftsgefühl, in der Neurose zugleich den Kampf um den Schein der Ehrlichkeit und des Persönlichkeitswertes. Bedroht er durch seine Erkrankung sozial wie materiell seine Familie, insbesondere die Mutter, die auf seiten des älteren Bruders steht, so rettet er gleichzeitig den Schein seiner Parität, indem er krankheitshalber der Entscheidung ausweicht, die er als ungünstig voraussetzt.

Auch auf seine Zwangsmasturbation fällt volles Licht. Auch innerhalb der erotischen Frage fühlt er sich durch den Grafen Pietro bedroht — und hält mit deren Lösung zurück, oder findet eine Teillösung, bei der er nicht zu schlagen ist.

Organminderwertigkeit, Angst, Minderwertigkeitsgefühl*)

Von Dr. ERWIN WEXBERG (Wien)

Wieder einmal ist das Neurosenproblem Gegenstand der Aufmerksamkeit einer aufs Somatische gerichteten Neurologie geworden. Als natürliche Reaktion auf die rein psychologische Auffassung der Psychoanalyse und verwandter Richtungen ist man am Werke, das körperliche Geschehen der funktionellen Erkrankung als solches zu begreifen und, soweit es geht, die somatische Kausalreihe zurückzuverfolgen. Neue Anregungen boten sich dieser Forschungsrichtung einerseits aus der vertieften Kenntnis extrapyramidaler, striärer, vegetativer Hirnfunktionen, die im Studium der Encephalitis lethargica und ihrer Spätfolgen gewonnen wurden, anderseits aus der insbesondere von Frankreich ausgehenden Erneuerung der Eppinger-Heßschen Lehre von den vagotonischen und sympathikotonischen Reaktionstypen, die in der französischen Lesart doch manches Beachtenswerte und dauernd Brauchbare zu enthalten scheint. Man lernte Störungen psychomotorischer

*) Nach einem Vortrag, gehalten auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Individualpsychologie zu Berlin (September 1925).

Funktionen als typische Erscheinungsformen der chronischen Encephalitis kennen und vermochte die ihnen entsprechenden zerebralen Läsionen zu lokaliseren. Auffallend war, daß diese psychomotorischen Ausfallserscheinungen, ganz anders als etwa kortikale Symptome, weitgehend vom Willen des Patienten, von seinem Antrieb abhängig waren, daß derselbe Patient, der eben noch in hilfloser Starre, scheinbar kaum einer Bewegung fähig, dagesessen war, sich nach entsprechender Aufmunterung an einem Wettlauf mit Gesunden beteiligen konnte, um gleich danach wieder in den Zustand der Akinese zu versinken. Beziehungen zur Katatonie ergaben sich von selbst. Das Problem einer Pathophysiologie des Willens schien aufgerollt, die Psychogenese der Hysterie selbst fraglich (Economo). Man beschrieb typische postencephalitische Charakterveränderungen bei Kindern. Noch einmal löste sich der Begriff des Seelischen in eine Reihe von Hirnfunktionen auf, die man diesmal in den Stammganglien und im Boden des dritten Ventrikels lokalisieren möchte.

Für die Individualpsychologie bedeuten neue Beobachtungen psychophysischer Zusammenhänge, auch von der physischen Seite her, keine Verlegenheit. Ist doch gerade Alfred Adler von den körperlichen Grundlagen der Neurosen ausgegangen. Der Begriff der Organminderwertigkeit muß sich als weit genug erweisen, um auch die neuen Beobachtungen und ihre Beziehung zur Neurosenpsychologie in sich aufzunehmen. Daß er das vermag, läßt sich an einem den neuesten Forschungsergebnissen entnommenen Beispiel demonstrieren. Seit einer Reihe von Jahren studieren die Brüder Jaensch und ihre Mitarbeiter die Erscheinungsformen eines psychophysischen Typus, den sie als den des Eidetikers bezeichnen. Es sind Individuen, bei denen im psychologischen Experiment nachweisbar das visuelle Moment in Vorstellung und Reproduktion eine dominierende Rolle spielt, während sie somatisch unter anderm durch Anomalien der Schilddrüse charakterisiert sind. Bei der Tagung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte in Cassel, September 1925, berichtete nun Wilhelm Jaensch über kapillarmikroskopische Untersuchungen an Eidetikern. Er und seine Mitarbeiter, insbesondere Hoepfner, fanden fast durchgehend in ihren Fällen ausgesprochene „Hemmungsbildungen" der Hautkapillaren. Aber — und das ist das Bemerkenswerte dieser Untersuchungen — dieselben Anomalien der Kapillaren fanden sich auch im Augenhintergrund, so daß man mit großer Wahrscheinlichkeit eine einheitliche Anomalie des Ektoderms annehmen konnte. Damit ist der a priori unbegreifliche Zusammenhang zwischen der körperlichen Anomalie und der seelischen Eigenart des eidetischen Typus für uns aufgeklärt: bei der Prävalenz des visuellen Moments im Vorstellungsleben dieser Individuen handelt es sich offenbar um eine Überkompensation der unter anderm auch im Augenhintergrund nachweisbaren Organminderwertigkeit, die wohl als eine Minderwertigkeit des äußeren Keimblattes zu betrachten ist. Ein anderes Beispiel bezieht sich gerade auf die Encephalitis lethargica, die vielfach als stärkstes Argument für die somatogene Entstehung psychischer Veränderungen angeführt wird: Leiser (Gießen) versuchte mit Erfolg nachzuweisen, daß die typischen Charakterveränderungen bei Kindern, die eine Encephalitis überstanden haben, ihre starke motorische Unruhe und Widerspenstigkeit, nicht primär auf Gehirnveränderungen, sondern auf die Stellungnahme des Kindes zu seiner veränderten Körperlichkeit, also auf ein durch die Erkrankung verstärktes Minderwertigkeitsgefühl zurückzuführen seien.

Was nun die vegetativen Störungen bei Neurosen und funktionellen Psychosen anbelangt, die derzeit den Gegenstand des Hauptinteresses innerhalb der französischen Neurologie bilden, so ist es nach den bisherigen Beobachtungen sehr wahrscheinlich, daß bei der großen Mehrheit neurotischer und neuropsychotischer Erkrankungen Anomalien des Sympathicus oder des Parasympathicus — gelegentlich auch beider — nachzuweisen sind. Eine ganze Reihe von Reflexen vasomotorischer Natur, pharmakologischen Reaktionen und experimentell zu erzeugenden

klinischen Zeichen weist darauf hin, daß es sich da um mehr als zufällige Zusammenhänge handelt und daß tatsächlich Reaktionsanomalien des vegetativen Nervensystems einer großen Zahl nervöser Erkrankungen — vielleicht allen — zugrunde liegen. Viele Beobachter glauben damit der Kernfrage der Pathogenese neurotischer Phänomene nahegekommen zu sein und halten die Lehre von der Psychogenese derselben für im Wesen widerlegt. Die psychologischen Zusammenhänge, die man durch eingehende Analyse des Symptoms und der Persönlichkeit feststelle, seien gewiß sehr interessant, aber mit der Pathogenese der Symptome hätten sie schon deshalb nichts zu tun, weil man ja dieselben Mechanismen bei durchaus gesunden Individuen antreffe.

Nun läßt sich zweifellos derselbe Einwand auch gegen die pathogenetische Bedeutung der vegetativen Störungen erheben, von denen noch lange nicht festgestellt ist, ob sie nicht bei durchaus gesunden Individuen ebenso häufig vorkommen wie bei Nervösen. Von statistischen Erhebungen ist gerade auf diesem Gebiete nicht viel zu erwarten, nicht nur deshalb, weil es nicht leicht fallen dürfte, eine entsprechend große Anzahl wirklich Gesunder zu finden, die bereit wären, sich den erforderlichen Untersuchungen zu unterziehen, sondern vor allem, weil gerade auf dem Gebiete der funktionellen Nervenkrankheiten die Grenze zwischen Gesund und Krank durchaus nicht zu ziehen und ganz von der subjektiven Schätzung des Arztes und des betreffenden Individuums abhängig ist. Aber selbst wenn sich ergeben sollte, daß vegetative Anomalien bei Gesunden nicht wesentlich seltener vorkommen als bei Neurotikern, würde dies noch nicht gegen ihre pathogenetische Bedeutung sprechen, so wenig, als es uns anficht, daß wir Gefühl der Minderwertigkeit und männlichen Protest „mehr oder weniger" bei allen Menschen finden. Die pathogenetische Bedeutung der psychologischen Zusammenhänge bezieht ihre Beweiskraft nicht aus irgendwelchen statistischen Erhebungen, sondern aus der logischen Geschlossenheit des seelischen Systems, in welchem die neurotischen Symptome ebenfalls ihren Platz finden. Ebenso wird die Bedeutung der körperlichen Anomalien nur dann beweisbar sein, wenn es sich zeigt, daß zwischen ihnen und den neurotischen Erscheinungen ein sinnvoller, biologisch verständlicher Zusammenhang besteht.

Dieser Zusammenhang muß, sofern er vorhanden ist, mit der psychologischen Struktur der Neurose in naher Beziehung stehen und gewissermaßen ihre Ergänzung bilden. Denn die individualpsychologische Konzeption der Einheit der Persönlichkeit ist mit einer dualistischen Lösung des Leib-Seele-Problems nicht vereinbar, nicht einmal mit einem noch so strengen psychophysischen Parallelismus. Seelische und körperliche Abläufe stellen bloß zwei verschiedene Aspekte desselben Geschehens dar und müssen letzten Endes in einer höheren Einheit zusammenfallen. Daß wir gleichwohl zwischen Psychisch und Physisch unterscheiden, ist bloß der Ausdruck dessen, daß manche Vorgänge am lebenden Organismus in der einen Form, andere in der anderen Form unserer Apperzeption verständlicher erscheinen. Aber es ist unmöglich, in der Betrachtung eines einheitlichen Phänomens, wie es die Neurose darstellt, nach Bedarf den Standpunkt zu wechseln. Man verzichtet dadurch auf das Verständnis.

An unserer Auffassung, daß für die Neurose der psychologische Aspekt der angemessenere ist, vermögen auch die bedeutsamsten Feststellungen im Bereiche der somatischen Kategorie nichts zu ändern. Sie alle lassen sich, so wie die oben angeführten Beispiele, in das individualpsychologische Schema dort einfügen, wo der Begriff der Organminderwertigkeit seinen Platz hat.

Als angeborene Organminderwertigkeit ist zweifellos auch die Übererregbarkeit des vegetativen Nervensystems aufzufassen. Die Labilität der Gefäßinnervation, Unstimmigkeiten in der Regulierung des Wärmehaushaltes, der Drüsentätigkeit und der Motilität der Organe mit glatter Muskulatur gehören durchaus

in die Kategorie jener Tatsachen, deren Wahrnehmung und subjektive Bewertung in der Struktur der Persönlichkeit eine bedeutsame Rolle spielen. Als das geläufigste Beispiel können hier die bekannten vegetativen Störungen auf thyreotoxischer Basis, vor allem in der Form des Sternschen Basedowoids, angeführt werden. Sie gehören zu den häufigsten Erkrankungen nervöser Natur bei Frauen, und je nach der Auffassung des Beobachters werden sie als Thyreotoxikosen mit psychogener „Überlagerung" oder als Psychoneurosen auf thyreotoxischer Basis gedeutet. Individualpsychologisch unterscheiden sich diese Fälle in nichts von Neurosen ohne spezifisch organische Grundlage. Wir finden dieselben Arrangements des Geltungsstrebens, Kunstgriffe zur Überwindung eines Gefühls der Minderwertigkeit, das sich außer auf Besonderheiten der Familienkonstellation, der Erziehung, der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen der Kindheitsentwicklung auch auf die in diesem Falle endokrin bedingte und in der Labilität des vegetativen Nervensystems sich äußernde Organminderwertigkeit gründet. Dem Aufbauschema der Neurose wäre also in diesem Punkte nichts hinzuzufügen.

Und doch nehmen die Organminderwertigkeiten der vegetativen Sphäre eine Sonderstellung ein, die meines Erachtens mit ihrer größeren Ichnähe — um mich eines Ausdruckes von Schilder zu bedienen — zusammenhängt. Ein Vergleich soll verständlich machen, was hier gemeint ist. Ein kleiner, etwa linsengroßer Furunkel am Oberarm wird, weil er keine besonderen Schmerzen verursacht, kaum beachtet. Sitzt derselbe Furunkel, in derselben Größe, im äußeren Gehörgang, so ist er erfahrungsgemäß so schmerzhaft, daß er eine mehr oder minder schwere Störung des Allgemeinbefindens zur Folge hat. Ganz ähnlich verdanken die vegetativen Anomalien ihre besondere Bedeutung für das Zustandekommen neurotischer Erkrankungen dem Umstand, daß sie gewissermaßen an einem empfindlichen Punkt unseres Organismus liegen, also eben der Tatsache, die wir als ihre Ichnähe bezeichnet haben.

Worin besteht nun die Ichnähe des vegetativen Systems? Offenkundig in seiner nahen Beziehung zur Affektivität. Charakteristische Modulationen der Atmung, des Herzrhythmus, des Blutdruckes, der Blutverteilung, der Drüsensekretion und der sympathischen Muskelinnervation stellen die objektive Seite des Affekterlebnisses dar. Einer vorgeschrittenen Physiologie wird es gelingen, die vegetative Formel für jeden Affekt zu ermitteln, wie dies bezüglich der Respiration bereits von Benussi weitgehend durchgeführt ist. An der rein psychischen Determination der Affekte wird durch diese Erkenntnis natürlich nichts geändert. Der Schein einer Umkehrbarkeit der Beziehung zwischen dem Affekt und seinen körperlichen Erscheinungsformen ergibt sich im Symptomenbild gewisser Vergiftungen (Alkohol, Kokain, Atropin) und organischer Erkrankungen (progressive Paralyse, Psychosen bei Herzkrankheiten usw.), wo sich aus unserem Wissen um die primär körperliche Ursache der Schluß aufdrängen will, als wäre der Affekt nichts als der Ausdruck körperlichen Geschehens. In Wahrheit können auch die weitgehenden Übereinstimmungen im psychischen Symptomenbild dieser Erkrankungen die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß das dominierende Element des psychischen Zustandsbildes immer die prämorbide Persönlichkeit bildet, die durch die körperliche Erkrankung zunächst nur insoweit direkt alteriert ist, als diese die Beseitigung normalerweise vorhandener Hemmungen bewirkt. Die Volksmeinung, daß sich im Rausch erst der wahre Mensch zeige, besagt eigentlich dasselbe. Die zornige Erregung des Betrunkenen bleibt seine Erregung, sie ist durch seine persönlichen Motive und Zielsetzungen determiniert, auch wenn es nur dem Alkohol zuzuschreiben ist, daß sie sich hemmungslos äußert. Als zweites, unverkennbar psychisches Element kommt aber die Stellungnahme der Persönlichkeit zu der von ihr wahrgenommenen Veränderung ihrer Körperlichkeit, ihres Allgemeingefühles hinzu, die daraus bezogene Verstärkung des Minderwertigkeitsgefühles, die zu Kompensationen drängt, dieser uns wohlbekannte

Mechanismus, der neueren Beobachtungen zufolge auch bei durchaus organischen Affektionen (progressive Paralyse, Encephalitis lethargica) eine wichtige Rolle spielt.

Unter den Affektbereitschaften, die insbesondere auf dem Gebiete der Psychoneurosen, die Ichnähe des vegetativen Systems vermittelnd, eine beherrschende Rolle spielen, kommt nun der Angst eine besondere Bedeutung zu. Was ihren biologischen Ursprung und Sinn anbelangt, so gilt für sie ganz besonders das teleologische Prinzip, das ich an anderem Orte[1]) im Anschluß an Darwins Untersuchung über die Gemütsbewegungen darzustellen versucht habe. Ich sagte dort, daß wir uns, um den Affekt zu verstehen, nicht an das introspektiv gewonnene Erlebnis, sondern an die Ausdrucksformen zu halten haben, die, wenn nicht in unserem heutigen Leben, so doch gewiß in den primitiveren Lebensformen unserer phylogenetischen Vorfahren unmittelbar zweckmäßig gewesen sein müssen. Anders wäre die Züchtung jener Summe von Reflexen, als die sich der körperliche Ausdruck eines Affekts darstellt, nicht zu erklären. So ergibt sich für das Phänomen der Angst aus der Beobachtung und Deutung der Ausdrucksbewegungen der biologische Sinn der Sicherung, vielfach einer angriffsweisen Verteidigung, wobei ich auf das Darwinsche Beispiel des Haare- und Federnsträubens der Tiere hinweisen konnte, das gleichzeitig den Ausdruck der Angst und der Kampfbereitschaft gegen den gefürchteten Gegner darstellt. Unter primitiven Lebensbedingungen konnte also der Ausdruck der Angst gleichzeitig ein wirksames Mittel der Abwehr eben jener Gefahr bilden, die zur Angst den Anlaß gab. Biologisch bedeutet demnach Angst in erster Linie Abwehrmaßregel und erst sekundär, durch die automatisierte, zwangsläufig gewordene Verknüpfung mit dem Anlaß, reaktiven Ausdruck der Gemütsbewegung. Psychologisch erleben wir das Letztere zuerst, und unter Umständen auch ausschließlich, als eine psychische Realität, die unsere verhältnismäßige Insuffizienz bestimmten Gegebenheiten des äußeren Lebens gegenüber in sich faßt. Mit anderen Worten: die Angst ist der zum Affekt gewordene Ausdruck des Gefühls der Minderwertigkeit.

Für die individualpsychologische Betrachtung wird es nun ohne weiteres verständlich, daß die Angst in der Symptomatologie der Psychoneurosen eine dominierende Rolle spielen muß. Mag sie sich nun unverhüllt als Angstanfall, des seelischen Erlebnisgehaltes entkleidet als vegetativer oder hysterischer Anfall, gedämpft und kontinuierlich in der Form neurasthenischer Symptome, nervöser Schüchternheit und Gehemmtheit, kompensiert als nervöse Reizbarkeit, Jähzorn und Überempfindlichkeit äußern, immer steht sie, der Ausdruck des Minderwertigkeitsgefühls, im Zentrum des Systems. Wie sie verwertet, als Mittel der Distanzierung benützt, zum Machtmittel gegen die Umgebung gewendet werden kann, wissen wir aus zahlreichen individualpsychologischen Beobachtungen. Das neurotische Arrangement macht, wenn es sich als zweckmäßig erweist, aus dem ererbten Reflex einen Kunstgriff, der jenem sekundär wieder den Sinn der Sicherung verleiht, aus dem das Urphänomen der Angst unter primitiven Lebensverhältnissen entstanden sein muß. Hier wie ansonsten wird psychischer Realbesitz — die Angstbereitschaft — als „Trick" verwertet. Das subjektive Erlebnis der Passivität, des Überwältigtwerdens, das diesem Affekt wie allen anderen anhaftet, macht ihn durchaus geeignet, das Individuum scheinbar der Verantwortlichkeit zu entheben, so daß nunmehr alles, was vermöge der Angst geschieht oder unterbleibt, nicht der verantwortlichen Persönlichkeit, sondern dem Affekt zugerechnet werden soll — als ob dieser Affekt ein von außen über die Persönlichkeit hereingebrochenes Elementarereignis wäre.

Der subjektiv als elementar und unwiderstehlich empfundene Charakter des Angsterlebnisses rührt aber vor allem daher, daß bei diesem „Trick" der ganze

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Zur Biologie und Psychologie der Affekte" in diesem Hefte.

Organismus „mitspielt". Hierin vor allem liegt die Ichnähe des vegetativen Nervensystems begründet. Hier besteht aber auch die Möglichkeit einer somatopsychischen Rückwirkung in dem Sinne, wie wir sie bei der psychologischen Verarbeitung von Organminderwertigkeiten anderer Art kennen. Die oben erwähnten Anomalien im Bereiche des vegetativen Nervensystems auf konstitutioneller oder endokriner Basis müssen sich vor allem darin auswirken, daß die vegetativ innervierten Organe in einer von der Norm abweichenden Art auf Reize ansprechen. Dort, wo sich diese Anomalie im Sinne einer gesteigerten Erregbarkeit bemerkbar macht, muß nun das Angsterlebnis — vorläufig durchaus innerhalb des normalpsychologischen Rahmens der Kindespsyche betrachtet — ein viel intensiveres sein, es muß subjektiv stärker, als man es gemeinhin annimmt, als elementar und überwältigend empfunden werden. Das will natürlich nicht besagen, daß ein Kind, welches konstitutionell im erwähnten Sinne übererregbar ist, schon darum ängstlicher sei als andere. Die Ängstlichkeit des Kindes ist eine Funktion seines Minderwertigkeitsgefühles, ist also durchaus psychologisch bestimmt. Aber das Gefühl der Minderwertigkeit ist unter anderm durch die körperliche Beschaffenheit des Kindes bedingt, und unter den Organminderwertigkeiten, welche geeignet sind, die innere Sicherheit und das Selbstvertrauen des Kindes zu erschüttern und seine Entwicklung zur Selbständigkeit und zum Gemeinschaftsgefühl zu hemmen, findet auch eine etwa vorhandene Übererregbarkeit des vegetativen Nervensystems ihren Platz, zumal dann, wenn sich diese im Angsterlebnis selbst äußert. Die Angst, körperlich empfunden, potenziert sich zur Angst vor der Angst, wie wir sie bei Neurosen Erwachsener oft genug beobachten können. Die weitere Entwicklung steht im Zeichen des Trainings. Konstitutionell begünstigt, wird sich der zielgerecht in der Richtung auf Sicherung und Befestigung des Persönlichkeitsgefühles verwertete Angstmechanismus mehr und mehr vervollkommnen. Das bedeutet aber eine weitere Steigerung der körperlichen Angstbereitschaft und damit die Herstellung eines Circulus vitiosus, gebildet von vegetativer Übererregbarkeit (Angstbereitschaft), Minderwertigkeitsgefühl und kompensatorischer Sicherungstendenz. Der Trick, der in der Verwendung der Angst im Dienste der Sicherung besteht, bewirkt es erst, daß durch Training und Reflexverstärkung der Ring geschlossen wird, aus dem der Nervöse nicht leicht den Ausweg findet.

Einzelfragen der Neurosenpsychologie werden durch Anwendung dieser Betrachtungsweise verständlich. Hier sei etwa auf die Psychopathologie der S c h l a f l o s i g k e i t hingewiesen. Es ist bekannt und doch eigentlich kaum verstanden, daß bei Neurosen und funktionellen Psychosen Schlafstörungen eine so außerordentlich bedeutsame Rolle spielen. Bei der Melancholie stellt die Schlaflosigkeit geradezu ein Kardinalsymptom dar. Nun läßt sich bei Kindern nachweisen, daß Nacht und Schlaf gemeinhin Stichworte der Angstentwicklung darstellen. Die gesteigerte Angstbereitschaft des Schlafenden ist möglicherweise eine phylogenetisch uralte und biologisch sinnvolle Tatsache. Ich habe an anderer Stelle[2]) die Vermutung ausgesprochen, daß eine Reihe schwer deutbarer Ausdrucksformen der Angst, unter ihnen vor allem das Herzklopfen, im primitiven Leben gefährdeter Tiergattungen die Funktion erfüllt haben könnten, schlafstörend zu wirken, wo der Schlaf eine Gefahr bedeutet — also etwa auf der Flucht vor einem Gegner. Tatsächlich stellt die ängstliche Erregung, vor allem in ihren vasomotorischen und kardialen Auswirkungen, fast den einzigen unfehlbar wirksamen Mechanismus dar, sich trotz großer Müdigkeit wach zu erhalten. Es gibt aber Anzeichen dafür, daß der Schlaf selbst physiologisch mit einer Erregbarkeitsänderung der vegetativen Zentren einhergeht, die einer gesteigerten Angstbereitschaft entsprechen. Bekannt ist das Aufschrecken aus leichtem Schlaf, etwa durch ein ungewohntes Geräusch, mit einem verlangsamten und verstärkten Herzschlag, der als Vagusreizung ge-

[2]) „Zur Biologie und Psychologie der Affekte." C. c.

deutet werden kann, der aber jedenfalls der Herztätigkeit beim Erschrecken durchaus entspricht. Die Eigenart des Traumes, die ihn für psychologische Interpretation so wertvoll macht, weil er im Bilde oft viel deutlicher und unverhüllter die Zielsetzung der Persönlichkeit verrät als das Verhalten im Wachen, beruht vielleicht in nichts anderem als in einer durch den Schlaf bedingten Veränderung der seelischen Tätigkeit, die ungefähr als eine Entfernung vom begrifflichen Denken und eine Annäherung an die Sphäre der Affektivität definiert werden kann. Das heißt aber wiederum gesteigerte Angstbereitschaft. Für den, der an der Lokalisation der Gehirnfunktion interessiert ist, sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß neuere, insbesondere an die Erfahrungen bei der Encephalitis und bei der Gelineau-Redlichschen Narkolepsie[3]) anknüpfende Theorien ein wichtiges Schlafzentrum eben dort suchen, wo auch das Karplus-Kreidlsche Sympathikuszentrum und andere vegetative Zentren ihren Sitz haben: im Boden des dritten Ventrikels. Damit könnte die größere Affektnähe des schlafenden Menschen im Zusammenhang stehen, die sich ihrerseits wieder im obigen Sinne als eine biologische Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit darzustellen scheint.

Unter diesen Voraussetzungen ist es aber wohl verständlich, daß nervöse Erkrankungen so außerordentlich häufig mit Schlafstörung einhergehen. Stellt wirklich das Gefühl der Minderwertigkeit in seiner affektiven Form, als Angst, das Zentrum des neurotischen Systems dar, so muß diese gerade zur Zeit des Schlafes und der mit ihm verbundenen an sich schon gesteigerten Angstbereitschaft am deutlichsten in die Erscheinung treten und demgemäß schlafstörend wirken. Auch hier wird das neurotische Arrangement, das sich souverän der physiologischen Gegebenheiten im Sinne seiner Zielsetzung bedient, meist unverkennbar sein. Der entmutigte Ehrgeizige bedarf der Schlaflosigkeit, um sich auf seine dadurch bedingte geringere Leistungsfähigkeit während des Tages berufen zu können. Es ist ihm aber ein leichtes, sich den Schlaf zu stören, wenn er sich des Angtsmechanismus bedient. Es genügt, wenn er allabendlich die ihm zur Verfügung stehenden angst- und depressionserregenden Gedanken um sich sammelt, über die er gebietet. Damit erschwert er sich das Einschlafen nach Belieben. Oder er schläft wohl ein, benützt aber die Umstellung der physiologischen Abläufe und die größere Affektnähe des Schlafes zur Produktion ängstlicher Träume, aus denen er erwacht, um wieder längere Zeit nicht einzuschlafen. Dieser Mechanismen wird er oft nur im Anfang bedürfen. Ist die Schlaflosigkeit einmal trainiert, dann ergibt sie sich von selbst, auch ohne schlafstörende Gedanken und schreckhafte Träume. Ihr Sinn aber bleibt derselbe: es ist der eines neurotischen Arrangements zur Sicherung gegen die Forderungen des Lebens, die als ebensoviele Gefahren und Gelegenheiten zur Niederlage empfunden werden.

Ein weiteres Kapitel, in welchem sich die hier dargestellten Zusammenhänge fruchtbar demonstrieren lassen, ist die Beziehung zwischen Angst und Sexualität. Das ist bekanntlich ein Lieblingsthema der Freudschen Schule. Freuds Formel für die Auffassung dieser Frage lautet, Angst sei verdrängte Libido[4]). Ferenczi und Rank wollen nun das Angsterlebnis noch weiter zurückverfolgen und gelangen dabei zu der Behauptung, das erste Angsterlebnis sei das Geburtstrauma. Anthropomorphistischen Vorstellungen kommt nun allerdings die Verknüpfung der Angst mit dem Geburtsakt, dieser schmerzvollen Befreiung aus furchbarer Enge, sehr entgegen. Wir wissen nicht, ob das Neugeborene während

[3]) Die Störungen der Affektäußerung (Mimik) bei der Encephalitis lethargica und der affektive Tonusverlust (Redlich) bei der Narkolepsie stehen offenbar in einem inneren Zusammenhang mit der bei beiden Erkrankungen auftretenden Schlafsucht.

[4]) Wie aus meinem in der vorhergehenden Nummer dieser Zeitschrift gegebenen Bericht („Die Rezeption der Individualpsychologie durch die Psychoanalyse") hervorgeht, hat Freud in jüngster Zeit diesen Standpunkt zugunsten eines neuen aufgegeben, welch letzterer sich nahezu mit dem der Individualpsychologie deckt.

des Geburtsaktes Angst empfindet; es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Es mag sogar vorkommen, daß in Träumen Erwachsener ein symbolhaftes Bild, das an den Geburtsakt erinnert, zur Darstellung angstbewegter Stimmung verwendet wird. Der naheliegenden Assoziation, die der psychoanalytischen Konzeption zugrunde liegt, sind gewöhnliche Träumer gewiß auch fähig. Daß dies aber gerade nur mit der persönlichen Erinnerung an die eigene Geburt zu erklären sei, kann nur von Psychoanalytikern geglaubt werden, die damit der Legende vom allgewaltigen Ödipuskomplex neue Kräfte zuzuführen glauben. In Wahrheit wäre das Geburtstrauma als Erlebnis auch dann belanglos, wenn seine Erfassung und seelische Verarbeitung wahrscheinlicher wäre, als sie es ist. Die pathogenetische Bedeutung des sexuellen Traumas wurde von der Psychoanalyse selbst als unhaltbar aufgegeben. Vom Geburtstrauma gilt aber dasselbe. Der Nervöse, der angstbetonter Reminiszenzen bedarf, um seine Flucht vor dem Leben zu rechtfertigen, kann, wenn er will, auch auf das Geburtstrauma zurückgreifen. W i e er es macht, ist aber belanglos; nur w a s er macht, das gilt. Die Angstbereitschaft hat er geerbt. Er wird sich ihrer immer dann bedienen, wo er sie braucht. Die Verknüpfung zwischen Angst und Sexualität aber läßt sich, auch ohne Geburtstrauma und Ödipuskomplex, psychologisch verstehen, und auch hier scheinen physiologische Tatsachen, ähnlich wie beim Schlaf, determinierend und erleichternd zu wirken. Französischen Beobachtern zufolge ist der Zustand sexueller Erregung ein Zustand der Vagotonie, die wiederum zum Angstaffekt nahe Beziehungen hat. Auch die Sexualerregung hat ihr wichtigstes Zentrum am Boden des dritten Ventrikels. Der Nervöse also, der aus individualpsychologisch verständlichen Gründen die Tendenz hat, sich im entscheidenden Augenblick vor der Geschlechtsbeziehung in die Angst zu flüchten, findet einen physiologischen Mechanismus bereitliegend, der ihm dies erleichtert. Individuelle Prädisposition könnte auch hier eine Rolle im Sinne der Organminderwertigkeit spielen, eine vegetativ bedingte Schwierigkeit im Ablaufe der Sexualfunktion bei Männern so gut wie bei Frauen die Verstärkung eines auch aus anderen Quellen gespeisten Minderwertigkeitsgefühls und in weiterer Folge neurotische Angsterscheinungen als Arrangement veranlassen. Auch die Masturbation im Zustande der Entmutigung, der Angst oder des Trotzes, wie man sie bei Knaben und bei erwachsenen Neurotikern findet, ist individualpsychologisch wohl verständlich. Sie bedeutet symbolischen Hinweis auf die Männlichkeit und die Flucht in den Lusthunger, die man bei entmutigten Ehrgeizigen als Praxis des Lebens und als Weltanschauung so oft beobachtet. Daß sich aber die Angst unmittelbar in sexuelle Erregung umzusetzen vermag, ist eine physiologische Tatsache, deren sich der Nervöse bedient, wo er ihrer bedarf.

Was hier für die Psychologie der Schlafstörungen und für das Bereich der Sexualität dargestellt wurde, gilt zweifellos für das ganze Gebiet der Neurosenpsychologie. Wir wissen, daß jeder Neurose ein Gefühl der Minderwertigkeit zugrunde liegt. Dieses Gefühl der Minderwertigkeit ist, in der Sprache des Affekts ausgedrückt, nichts anderes als Angst. Als Angst wird es vom Nervösen oft unmittelbar erlebt, weil es so, affektiv verschleiert, den Irrtum des Patienten und seine Verantwortlichkeit nicht verrät. Wo die Angst nicht unmittelbar als Symptom in Erscheinung tritt, dort ergibt sie sich durch richtige Interpretation der Symptome und der Persönlichkeit. Dies ist bei vielen Fällen von Zwangsneurose der Fall, in welchen die straffe Organisation des Zwangszeremoniells das unmittelbare Erlebnis der Angst als Sicherung ersetzt. Der Affekt tritt gewöhnlich mit der ihm geflissentlich verliehenen elementaren Kraft in Erscheinung, sobald der Zwangsneurotiker daran gehindert wird, seinen Zwangsimpulsen zu folgen. Verfolgt man das Einzelphänomen der Angst durch die Struktur der Persönlichkeit hindurch, so findet man sie zunächst mehr oder weniger unmittelbar gegeben als neurotisches Symptom, Arrangement und Sicherung, weiterhin als unmittelbaren affektiven Aus-

druck des Minderwertigkeitsgefühls und schließlich, jenseits des Psychischen, als physiologische Affektbereitschaft.

Der dominierenden Rolle der Angst entspricht die Methodik der Neurosentherapie. Die individualpsychologische ist die erste unter allen psychotherapeutischen Methoden, welche bewußt die Ermutigung als Ziel der Behandlung erklärt. Damit ist gesagt, daß Charakterzüge, die sich um den Begriff der Angst gruppieren, also Feigheit, Ängstlichkeit, Unsicherheit das Wesentliche des nervösen Charakters ausmachen. Das übersteigerte Geltungsstreben des Nervösen, sein maßloser Ehrgeiz, zeigt denselben Fehler von einer anderen Seite. Ist es gelungen, den Patienten von der Irrtümlichkeit jener Voraussetzungen zu überzeugen, aus denen sein Minderwertigkeitsgefühl entspringt, und ihm zu zeigen, daß alle seine Schwierigkeiten und seine nervösen Symptome bloß Ausdruck und Folgen des Grundirrtums sind, so ist die psychotherapeutische Indikation im wesentlichen erfüllt. Die Ermutigung gelingt auf diesem Wege, weil sie auf dem restlosen Verständnis der Persönlichkeit beruht.

Was die Individualpsychologie bewußt und unter voller Kenntnis der Zusammenhänge unternimmt, das versuchen alle anderen psychotherapeutischen Methoden, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen. Nur in dem Maße, als sie den Mut des Patienten zu heben vermögen, können sie heilend wirken. Daß ihnen dies meist nur unvollkommen gelingt, liegt am Mangel an Verständnis. Aber es ist zuzugeben, daß allein schon die wohlwollende Beschäftigung des Arztes mit der Person des Kranken und sein freundschaftliches Interesse ermutigend zu wirken vermögen. Elektrotherapeutische und hydrotherapeutische Prozeduren bedeuten nicht viel mehr als ein Symbol jener ärztlichen Bemühung, für die der Kranke auf jeden Fall dankbar ist. Suggestion und Hypnose vermögen in manchen Fällen der neurotischen Angst wirksam entgegenzutreten, indem sie dem Kranken die erleichternde Fiktion darbieten, als hätte er keinen eigenen Willen und keine Verantwortung mehr und alles stünde beim Arzt, der bei ihm, dem Kinde, Vaterstelle vertritt. Daß die Unselbständigkeit des Patienten, seine Feigheit und Unsicherheit, auf diesem Wege gewiß nicht behoben werden, ist freilich unverkennbar, Dauererfolge sind daher mit dieser Methode kaum zu erzielen. Etwas psychologischer geht offenbar die Coué-Baudouinsche Methode der Erziehung zur Autosuggestion vor, indem sie dem Kranken durch den Pendelversuch und andere Kunstgriffe die Überzeugung zu vermitteln versucht, daß er das könne, was er wolle. Daß auch hierin das Prinzip der Ermutigung enthalten ist, liegt auf der Hand. Die Psychoanalyse schließlich wirkt wie eine Entlastungsoffensive: Sie verschiebt die seelischen Vorgänge auf den Nebenkriegsschauplatz der Sexualität und bietet dem Patienten eine einigermaßen plausible Theorie seines seelischen Wesens, die zwar das Wichtigste außer acht läßt, aber den Kranken so weit in die Methodik der Selbsterkenntnis einführt, daß er manche Arrangements zu durchschauen vermag.

Der Zweck meiner Ausführungen bestand hauptsächlich darin, die neueren Ergebnisse pathophysiologischer Forschung, soweit sie das Neurosenproblem betreffen, in die individualpsychologische Theorie und Praxis einzufügen. Daß es hierzu keiner Modifikation unserer Anschauungen bedarf, daß vielmehr die individualpsychologische Lehre, insbesondere was die Organminderwertigkeit und ihre seelischen Folgeerscheinungen anbelangt, durch die erwähnten Befunde bestätigt und bestärkt wird, glaube ich gezeigt zu haben.

Zur Bedeutung des Verantwortlichkeitsgefühls in der Neurose und deren Behandlung*)

Von Dr. med. ELSE SUMPF (München)

In Schopenhauers Abhandlung über die „Grundprobleme der Ethik“ findet sich ein Satz, der sich auch auf die von Adler begründete „Vergleichende Individualpsychologie“ anwenden läßt: „Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, in der man mich liest, wird man finden, daß meine Philosophie ist wie Theben mit 100 Toren: von allen Seiten kann man hinein und durch jedes auf geradem Wege bis zum Mittelpunkt gelangen.“

Wir machen immer wieder die Erfahrung in der Praxis: wir brauchen nur bei irgendeinem scheinbar peripheren Problem, einem Symptom, einer Charaktereigenschaft, einer Verhaltungsweise zu beginnen, uns die psychologischen Vorgänge zu deuten, stets gelangen wir bei individualpsychologischer Betrachtungsweise von einem beliebigen Ausgangspunkte zum Mittelpunkt, zu den Kernfragen der Neurosenpsychologie, und damit der menschlichen Psychologie überhaupt, wie wir sie auffassen.

In diesem Sinne ist das Verhalten des nervösen Menschen zum Problem der Verantwortlichkeit so charakteristisch, daß sich daran allein die Neurose diagnostizieren und die gesamte Neurosenfrage aufrollen läßt.

Das Verantwortlichkeitsgefühl ist ein Regulator der menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen. Und in dem Maße, in dem wir das Verantwortlichkeitsgefühl eines Menschen als Gradmesser seines sozialen Verhaltens betrachten, wird uns die Neurose zum sozialen Problem.

Der nervös erkrankte Mensch, wie er uns im Leben und in der Sprechstunde begegnet, zeigt typische Einstellungen zum Verantwortlichkeitsproblem, die zunächst symptomatisch auffallen.

Wir finden Persönlichkeiten mit auffallend geringem und solche mit höchst übertriebenem Verantwortlichkeitsgefühl; Menschen, die krampfhaft andere beschuldigen und jeder eigenen Verantwortung auszuweichen versuchen, und solche, die ebenso krampfhaft sich selbst beschuldigen und sich ein Übermaß von Verantwortung aufbürden.

Wie ist das zu vereinigen?

Wie verschieden die beiden Verhaltungsweisen auch aussehen mögen, im Grunde geht das gleiche vor.

Die individualpsychologische Betrachtungsweise liefert uns den Schlüssel, aus den scheinbar widersprechendsten Verhaltungsweisen, Symptomen und Charakterzügen die typische Lebenshaltung, den „modus vivendi“ des Nervösen herauszulesen; durch sie lernen wir seine Symptomsprache, seine Dialektik verstehen.

Wenn der nervöse Mensch sich so verhält, wie wenn er nichts zu verantworten hätte, oder wenn er sich so verhält, wie wenn er alles zu verantworten hätte: — er möchte n i c h t s zu verantworten haben. Er fürchtet die Verantwortung, sie erscheint ihm — unbewußt — als eine zu schwere Bürde. Und indem er sie — ebenso unbewußt — zu umgehen sucht, entzieht er sich der Mitverantwortlichkeit in der menschlichen Gemeinschaft, deren Glied er ist.

Nur tritt diese Neigung zur Unverantwortlichkeit beim einen offener zutage wie beim anderen. Das übertriebene Verantwortlichkeitsgefühl in der Neurose ist

*) Nach einem auf dem Zweiten Internationalen Kongreß für Individualpsychologie zu Berlin (September 1925) gehaltenen Vortrage.

Schein. Warum freilich der eine den Schein der eigenen Schuld, der andere aber denjenigen der fremden Schuld bevorzugt, ist nicht ohne Grund so; wir kommen darauf zurück.

— — Jedes psychologische Geschehen besitzt eine Polarität in der Wechselbeziehung „Du" und „Ich", Gemeinschaft und Einzelmensch.

Welches psychologische Problem auch immer unser Interesse auf sich lenkt, immer können wir uns nach der Frage orientieren: wie verhält sich ein Mensch auf diesem besonderen Gebiete sich selbst gegenüber und wie der Gemeinschaft gegenüber?

So auch hier. Das Verantwortlichkeitsgefühl dem eigenen Ich gegenüber ist die Triebkraft zur Erfüllung der mit dem eigenen Leben speziell verknüpften Aufgaben der Entwicklung und des Reifens, wie sie sich aus den Beziehungen zur Arbeit und zum Gemeinschaftsleben ergeben.

Aus dem Verantwortlichkeitsgefühl der Gemeinschaft gegenüber erwächst die Mitbeteiligung am Wohl und Wehe, an der Förderung und Entwicklung der anderen. Es heißt, sich dessen bewußt sein, daß nichts in unserem Leben ohne Wirkung ist und daß wir die Größe und Grenzen dieser Wirkungen nie ganz ermessen können; es heißt, sich dessen bewußt sein, daß all unser Tun und Sein über die Grenzen unserer eigenen Persönlichkeit hinausreicht; daß wir der Natur der Dinge nach überhaupt nicht uns allein leben können.

So ist Sinn und Wesen des gesunden Verantwortlichkeitsgefühles, bei der Erfüllung der eigenen Lebensaufgaben die Mitmenschen bei der Erfüllung der ihrigen nach Menschenmöglichkeit zu fördern und nicht zu hemmen.

In seinem Dienste stehen Liebe, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft, auch Wissen, Klugheit, Weitsichtigkeit, Erkenntnis.

Denn nicht kritiklose Förderung hilft wertvolle Gemeinschaftsziele zu verwirklichen, sondern Förderung des mit den verfügbaren Mitteln des Erkennens als wertvoll Erkannten im eigenen und im Gemeinschaftsleben.

In dem Entwicklungskampf zwischen primitiv-egoistischen Regungen und dem „unsterblichen Gemeinschaftsgefühl", einem Kampf, der von jedem Einzelmenschen nach zwei Fronten, nach innen und außen, gekämpft wird, ist jenes Verantwortlichkeitsgefühl maßgebend, das aus der Förderung eigenen und fremden Lebens eine Synthese zu bilden vermag. Es ist dies ein Schöpferakt, wohl der wesentlichste Schöpferakt menschlichen Lebens überhaupt.

Soviel ein Mensch vom allgemeinen Geschehen in sich zu fassen vermag, so groß ist der Lebenskreis, den er mit seinem Verantwortlichkeitsgefühl durchdringen kann. Dieser Kreis kann die Familie umfassen oder Familie und Volk oder darüber hinaus die Menschheit.

Das Verantwortlichkeitsgefühl ist eine Funktion des Gemeinschaftsgefühles.

Da aber Gemeinschaftsbeziehung und Selbstbeziehung Korrelate sind, ist das Verantwortlichkeitsgefühl der eigenen Persönlichkeit gegenüber in dieser Formel mit eingeschlossen.

Ist das Verantwortlichkeitsgefühl eines Menschen gestört, wie es uns in der Neurose entgegentritt, so wissen wir, es muß auch seine Gemeinschaftsbeziehung und letzten Endes seine Selbstbeziehung gestört sein.

Sehen wir näher zu, so finden wir die Selbstbeziehung zur Egozentrizität entstellt, die Gemeinschaftsbeziehung verkümmert oder krankhaft übersteigert.

Wir erkennen darin den verborgenen Kampf um die bedroht geglaubte eigene Position im Leben.

Der wundeste Punkt im Leben des in die Neurose abgeirrten Menschen ist ja die aus mißverstandenen Kindheitseindrücken stammende gestörte Selbsteinschätzung. Entmutigung, Minderwertigkeitsgefühle, Entwertungsangst sind die Folge, oder, wie die französische Psychologie sagt: „Ce sentiment d'incompletude".

Dieser durch das ganze Leben fortgesetzte Prozeß der Selbsteinschätzung erfährt unter günstigen Umständen Korrektur, unter ungünstigen führt er zur Vertiefung der Fiktion eigener Minderwertigkeit.

Die Unerträglichkeit im Gefühle des mangelnden Eigenwertes, das auch den Glauben an den Sinn des Lebens untergräbt, wird zum Nährboden aller jener bewußten oder unbewußten Sicherungstendenzen, die das Bild des nervösen Charakters vor uns entstehen lassen.

Das Ausweichen vor den Schwierigkeiten des Lebens, Entwertung der Umwelt, mit gleichzeitiger Selbstüberhebung, sollen den Ausgleich zustande bringen in Form jener aufgepeitschten Mehrleistungen, die nicht mehr dem Sein, sondern dem Schein dienen.

Alle jene Sicherungstendenzen sollen der Bewältigung der vom Leben gesetzten Aufgaben dienen, für die die normale Kraft — der falschen Selbsteinschätzung entsprechend — nicht auszureichen scheint.

So formt die Neurose ihren eigenen „modus vivendi“, aus dem wir die Stellungnahme des Individuums zu den Problemen des Lebens herauslesen.

Diesem „modus vivendi“ eignet offener oder verborgener die Einstellung der unfruchtbaren Egozentrizität. Sowohl Entwertungsangst wie Sicherungsbestrebungen erzwingen unbewußt und zumeist über die bessere Einsicht der Persönlichkeit hinweg deren ruhelose Beschäftigung mit dem eigenen Selbst, seinen Erfolgen und Mißerfolgen. Mehr und mehr strömt alle geistige Kraft diesen Gedankenkreisen zu und wird damit dem fruchtbaren Austausch im Gemeinschaftsleben entzogen.

Welche Veränderungen in einem so veränderten Seelenleben das Verantwortungsgefühl erfahren muß, sei an wenigen Beispielen gezeigt:

Der Zusammenhang ist dort am durchsichtigsten, wo jede Verantwortung für die Gemeinschaft unverhüllt abgelehnt wird. Wir fühlen hinter dieser Ablehnung, die oft das Gepräge des Unversöhnlichen trägt, die mangelnde Bindung an die Gemeinschaft. Wir wissen, ein solches Leben war liebearm, vor allem in frühen Kinderjahren. Das Fehlen liebender Anerkennung untergrub das Selbstgefühl in der einen, peitschte es in der anderen Richtung auf. Die Betonung des jede Verantwortlichkeit aufhebenden, eigenen Rechtes ist Symptom des wundesten Punktes, nämlich einer verzehrenden Entwertungsangst. Auch wird damit Rache an jener Gemeinschaft genommen, welche Liebe und Anerkennung versagte. Die Fiktionen der irrtümlichen Selbstunterschätzung und der verallgemeinernden Übertragung wirklicher oder falsch verstandener bitterer Erfahrungen auf jede neue Gemeinschaft wird dunkel geahnt, ohne Hilfe aber kaum mehr überwunden.

Dieser Zusammenhang zeigte sich bei einer Kranken, die ihre Kinderjahre freud- und liebelos im Kreise von Verwandten verbrachte und dort stets die Rechte der eigenen Kinder den ihrigen vorangestellt fand. Ihre Entwertungsangst und fiktive Verallgemeinerung ging so weit, daß sie sich fortan in jeder neuen Gemeinschaft zwangsmäßig als die Verkürzte empfand, während gleichzeitig ihr durch Familientraditionen genährter Ehrgeiz sie zur Selbstüberschätzung trieb. In der Spannung zwischen ihrem — Höchstleistungen verlangenden — Stolz und ihrer Entmutigung — sie entstammte einer Familie von Entmutigten, in der Selbstmord und Neurose nicht ungewöhnlich waren — ließ sie insgeheim an jedem Erfolg zweifeln. Im Gefühle der Unerträglichkeit, sich selbst für die zahlreichen Mißerfolge ihres Lebens verantwortlich zu machen, die eine Folge ihres geringen Vertrauens zu sich selbst und zu ihren Mitmenschen waren, mußte sie stets anderen weitestgehend und unerbittlich die Schuld daran zumessen. Ja, erklärende und anerkennende Worte über einen Dritten verführten sie zu heftigen Affektausbrüchen und Anklagen, da sie selbst dadurch entwertet zu sein glaubte. Im Banne dieser Fiktionen ging sie aus einer ärztlichen Behandlung in die andere, unbewußt versuchend, den Arzt in die Ereignisse ihres Lebens zu verstricken, um am Schluß ihm jede Verantwortung zuschieben zu können. Es war das Bild einer Konfliktneurose. Die Einstellung der

Patientin löste in ihrer Umgebung soviele Konflikte aus, daß das Leben zur unerträglichen Spannung wurde. Wie durch einen Nebel hindurch wurde ihr in längerer individualpsychologischer Zusammenarbeit der Zusammenhang zwischen ihrem egozentrischen Verhalten und ihrer Entwertungsangst begreifbar.

Die Wurzel dieser Verantwortungsscheu ist also ein tiefes Minderwertigkeitsgefühl, das weder vor sich selbst noch vor anderen zugegeben werden darf.

Dies einfache Beispiel zeigt, wie der in die Neurose abgeirrte Mensch in seinem Selbstgefühl gestört ist, wie er zu scheitern fürchtet und es nicht ertragen kann, eigene Schuld darin zu erkennen. Daher muß zwanghaft die fremde Schuld bewiesen werden.

Eine andere Patientin kam zur Behandlung wegen funktioneller Magen-Darmstörungen, die bedrohlich geworden waren. Sie war auf diesem Gebiete von anderer Seite mit gutem Erfolge vorbehandelt worden und wurde nun zur psychischen Behandlung überwiesen.

Von ihrer seelischen Situation entrollte sich folgendes Bild: Die Mutter, die auch für den innerlich haltlosen Vater gezwungen war, mitzuhandeln, gewöhnte sich daran, ein ebenso unbeugsames wie unlogisches Familienregiment zu führen, welches der Tochter das Selbstvertrauen rauben und ihre Selbständigkeit unentwickelt lassen mußte. Ihrem künstlerischen Beruf, den sie liebte, sollte sie entsagen. Einem Manne, den sie nicht liebte, sollte sie sich zur Ehe geben. Es folgten für die Tochter daraus lähmende, jede Entscheidung und Tätigkeit hemmende Zweifel an der Eignung zum Beruf und der Fähigkeit zur Liebe. Körperliche Krankheit wurde zur Flucht.

Der Höhepunkt dieser Zweifel trifft mit dem Tode eines Mannes zusammen, dem Gatten einer Freundin, dem einzigen, der bisher ihr Selbstgefühl auf vernünftige und freundschaftliche Weise zu heben versuchte. In der Folgezeit erlebt sie Zustände, in denen sie Botschaften von dem Verstorbenen erhält, die sie niederschreiben oder auf andere Weise ausführen muß. Sie „hört Stimmen", wie sie selbst es ausdrückt. Der Verstorbene gibt ihr Ratschläge, wie sie sich in zweifelhaften Situationen zu verhalten habe; bald aber werden diese Ratschläge so absurd, daß es über ihre Kraft zu gehen scheint, ihnen Genüge zu leisten.

Es handelt sich um nervöse Phantasiegebilde, gespeist durch Beschäftigung mit der Literatur (Heilige Johanna!) und mit Berichten über spiritistische Sitzungen. Ihr Inhalt sind Z w a n g s g e d a n k e n, die den Kampf ihrer Minderwertigkeitsgefühle und ihrer Sicherungstendenzen enthalten.

Gleichzeitig ist auch diese Flucht ins Reich der Geister, in eine „andere Welt", eine Unverantwortlichkeitserklärung, eine Distanzierung gegenüber den realen Anforderungen ihres Lebens.

Die Patientin war eine Beute dieser vermeintlichen übernatürlichen Vorgänge geworden, weil der Verstorbene ihr mit seinen Ratschlägen die Verantwortung für eigenes Handeln abnehmen sollte. Das übertriebene Verantwortlichkeitsgefühl zeigte sich jedoch in den Zwangsgedanken, die darauf hinzielten, alles besser und immer noch besser zu machen. Es sollte keine Lücke an der Vollkommenheit bleiben. Das ging so weit, daß jede Aktivität gelähmt wurde.

Wir haben hier eine Kombination von scheinbar verstärktem Verantwortlichkeitsgefühl mit der Tendenz, jeder Verantwortung auszuweichen.

Auch hier sehen wir als tiefsten Grund des Versagens die Mutlosigkeit, das Gefühl der Machtlosigkeit den Lebensproblemen gegenüber. Hier ist aber die Verantwortungsscheu bereits äußerst versteckt. Die in Form von Zwangsgedanken an die eigene Person gestellten hohen Anforderungen zielen gleichzeitig auf kompensierende Überlegenheit hin und stärken das Selbstgefühl durch den Anschein, als ob ein besonders hoch entwickeltes Verantwortungsgefühl am Werke sei. Durch die Unausführbarkeit dieser Anforderungen ist jedoch das Ausweichen, der Aufschub, gewährleistet. Die Krankheit realisiert den Aufschub. Wir sehen ein un-

bewußtes Arrangement, das das Selbstgefühl schützen und dennoch die Verantwortung hinausschieben soll.

Erwähnt sei noch das Verschwinden der „Stimmen“ mit der individualpsychologischen Aufklärung. Sie wurden überflüssig. Die Lebensprobleme werden nun aus eigener Kraft zu lösen versucht.

Die Scheinhaftigkeit solcher Zwangsvorstellungen wurde besonders klar in einem anderen Falle, wo die betreffende Patientin aus übertriebenem, religiös gefärbtem Verantwortlichkeitsgefühl Handlungen ihrer Umgebung oder des Arztes glaubte beeinflussen zu müssen, etwa den Arzt in bestimmten Fällen an der Ausübung der Praxis hindern zu sollen.

Auch hinter diesem fadenscheinigen Verantwortlichkeitsgefühl versteckt sich das kompensierende Überlegenheitsstreben, das „Gottähnlichkeitsstreben“, und gleichzeitig durch Ablenkung von den eigenen Aufgaben das Ausweichen vor der wirklichen Verantwortung.

Immer handelt es sich um sehr unsichere, sehr entmutigte Menschen.

Jedes neurotische Symptom kann in ein solches Arrangement verflochten sein und der Unverantwortlichkeit dienen, während gleichzeitig das Selbstgefühl durch den Schein gedeckt ist.

In den psychogenen Depressionszuständen dienen die gesteigerten Schuldgefühle der Deckung des Selbstgefühles, gleichzeitig dient der ganze Depressionszustand der Unverantwortlichkeitserklärung.

Auch die Homosexualität dient durch das Symptom der Bindung an das gleiche Geschlecht dem Ausweichen vor der größeren Verantwortung in der Beziehung zum anderen Geschlecht.

Das unbewußte Arrangement kann sich bis zur vollkommenen Lebenslüge verzweigen.

Die logische Kette ist stets folgende: Die Störung des Verantwortlichkeitsgefühles führt uns auf eine Störung der Gemeinschaftsbeziehung, die sich als Egozentrizität äußert. Diese wiederum deutet auf eine Irritation des Selbstgefühles im Sinne der Entmutigung.

Das gestörte Selbstwertgefühl wird zur Quelle dauernder Beunruhigung, diese aber zur Triebkraft, jene Sicherungen zu schaffen, die das gestörte Gleichgewicht und damit das Gefühl des eigenen Wertes wieder herstellen sollen.

Daß gerade diese Sicherungen nur scheinbar diesen Erfolg haben, in Wirklichkeit aber zur Egozentrizität, zur Unfruchtbarkeit und Isolierung führen, darin besteht für uns das Wesen der Neurose.

Die wichtigsten Verknüpfungen bleiben dabei diejenigen zwischen Verantwortlichkeitsgefühl und Gemeinschaftsgefühl und zwischen Verantwortlichkeitsgefühl und Mut.

Wahres Verantwortlichkeitsgefühl fließt nur aus einem warmen, reifen Gemeinschaftsgefühl. In einem Leben, dessen Kinderjahre der Liebe nicht entbehrten, vermag dies am besten heranzureifen. Wie auch die liebende Anerkennung in frühen Jahren jenen Lebensmut schafft, ohne den selbständiges, verantwortliches Handeln undenkbar ist.

Hier liegt auch die Erklärung für die Symptomwahl. In jenen Fällen, in denen übertriebenes Verantwortlichkeitsgefühl zum Ausdruck gelangt, ist immerhin das Gemeinschaftsgefühl weniger gestört als in jenen der Ablehnung aller Verantwortung. Es war mehr Liebe da. Während die Entmutigung in beiden Fällen zutrifft.

Ein reifes, ernsthaftes Verantwortlichkeitsgefühl dem eigenen Selbst gegenüber ist jedoch nicht mit Egozentrizität zu verwechseln.

Die Frage ist immer die: Ist das, was im Interesse des eigenen Lebens zu geschehen hat, auch zu verantworten im Interesse der übergeordneten oder zugeordneten Gemeinschaft? Diese verschiedenen Interessensphären ergeben ein

Spannungsverhältnis, das stets gewisse Konflikte mit sich bringt. Der Gesunde schafft aus diesem Spannungsverhältnis heraus. Er vermag es fruchtbar zu gestalten in jenem schon erwähnten Sinne der Synthese. Dazu gehört ein tragfähiges Selbstgefühl und eine lebendige Gemeinschaftsbeziehung.

Es handelt sich ja nicht um ein Spannungsverhältnis, das ewigen Gegensatz in sich birgt, sondern dessen Wesen darin besteht, daß seine Gegenpole einander zustreben, im Sinne der „Vitaldifferenz“ von Richard Avenarius.

In diesem Spannungsverhältnis Kampf, Sieg oder Niederlage zu erleben, ist Leben selbst.

Der Nervöse erträgt dieses Spannungsverhältnis schwer. Aus seiner verfehlten Perspektive heraus entsteht ein scheinbares Mißverhältnis von Belastung und Tragfähigkeit, das ihm den Mut raubt, diese Spannung in die Tat der eigenen Lebensverantwortung umzuformen. Die Folge ist Unfruchtbarkeit.

Der Nervöse steht dabei auch im Banne eines Fehlschlusses, als ob Verantwortung gleichbedeutend sei mit Fessel und Unfreiheit. Es ist aber umgekehrt. Verantwortung ablehnen, macht unfrei. Verantwortung tragen, macht frei. Frei allerdings in einem sublimeren Sinne als „fessellos“.

Nur diese Freiheit führt zum Ausreifen der Persönlichkeit. Und je größer das Maß von Verantwortung, das sich ein Mensch zutraut, um so größer das Maß seiner inneren Freiheit.

Die Verantwortungsscheu des Nervösen jedoch führt zur Einschränkung der Handlungsfreiheit wie zur Einengung des Lebenskreises. — —

Wie verhält sich der Arzt dazu?

Wir wissen, nur der mutige Mensch ist fähig, verantwortlich zu handeln. Also werden wir durch Auflösen alles Fiktiven in der Selbsteinschätzung des Kranken ihm den Mut und das Selbstvertrauen wiedergeben, ohne welche das Leben zur Qual und zur Gefahr wird.

Nur der selbständige Mensch handelt verantwortlich. Die Grundbedingung dieser Selbständigkeit ist Lebensmut.

Und nur der liebende Mensch handelt verantwortlich. Es ist also unsere Aufgabe, ihm, dem Isolierten, eine neue Bindung an die Gemeinschaft zu ermöglichen.

Der Seelenarzt muß sich immer dessen bewußt bleiben, daß er Menschenschicksale vor sich hat und nicht Menschen, deren Behandlungsbedürftigkeit in der Beseitigung einzelner Symptome liegt.

Der in die Neurose abgeirrte Mensch ist auf falsche Weise an die Gemeinschaft gebunden. Seine „Bindung“ ist Abhängigkeit von der Anerkennung und Billigung durch die anderen, ist also ein krankhaftes Geltungsbedürfnis. Seine Entwertungsangst macht ihn abhängig.

Er ist aber auch auf falsche Weise von der Gemeinschaft gelöst. Nicht im Sinne der Selbständigkeit, sondern in dem, daß die Bande zwischen ihm und der Gemeinschaft zerrissen sind.

Er bedarf also immer gleichzeitig der Loslösung und der neuen Bindung.

Der Arzt wird dem Patienten in psychologischer Analyse seine verfehlte Perspektive mit allen ihren Folgen zum Bewußtsein bringen.

Die Behandlung kann aber nie eine rein theoretische bleiben, sondern sie ist eine eminent praktische.

Das Verhalten des Patienten wird sich von selbst an seiner Einstellung zum Arzte demonstrieren. Daraus ergeben sich die besten Anknüpfungen zur Umstellungsarbeit. Der Patient wird immer wieder versuchen, dem Arzte die Verantwortung zuzuschieben. Dieser aber hat unter beständiger Ermutigung die Verantwortung in die Hand des anderen zurückzulegen. Dem Arzte bleiben dabei viele unbewußte Winkelzüge zu durchschauen, er darf sich nicht beirren und täuschen lassen, darf nicht durch die Anlehnungsbedürftigkeit des Patienten der

Versuchung verfallen, für diesen zu handeln. Er muß die Neigung des Kranken durchschauen, den Arzt mit seinen Bemühungen scheitern zu lassen, um damit die fremde Schuld zu beweisen. Gütige und ruhige Aufklärung besiegt allmählich den Widerstand, den der Kranke unwillkürlich aufrichtet, um sich nicht „der Wiege seiner Unverantwortlichkeit entreißen" zu lassen. (Adler.)

Die kontinuierliche Beziehung zum Arzte gibt die neue Brücke, um die Beziehung zur Gemeinschaft wieder herzustellen.

Behandlung heißt, das gestörte Selbstgefühl wieder aufzurichten und damit die Sicherungen, die den Kranken von der Gemeinschaft abdrängten, hinfällig zu machen; heißt, den in die Neurose Abgeirrten aus dem Banne seiner egozentrischen Einstellung zu erlösen und ihn damit frei zu machen für jenes wahre Verantwortlichkeitsgefühl, das allein den Zusammenhang der menschlichen Gemeinschaft gewährleistet.

Die psychologische Erweiterung des Marxismus

Eine Wendung im Sozialismus

Von Dr. PAUL KRISCHE (Berlin)

In der nichtsozialistischen und sozialistischen Literatur und Presse wird oft die „Krisis des Sozialismus", der theoretische und politische Kampf der Richtungen (Revisionismus-Revolutionismus, östliche Richtung des Leninismus, westliche des „konstruktiven Sozialismus") erörtert, während bisher meines Wissens noch nicht mit bewußter Kennzeichnung ein Vorgang herausgearbeitet wurde, der für die gegenwärtige Situation von grundsätzlicher Bedeutung ist: Die zwangsläufig erfolgende Erweiterung des Marxismus durch neue sozialpsychische Einsichten.

Dieses Problem soll nachstehend kurz skizziert werden.

Die Theorie des Sozialismus ist die auf die gesellschaftlichen Zustände angewandte kritische Wissenschaft mit der dynamischen Tendenz der Änderung der Gesellschaft aus einer durch Klassen zerklüfteten Gesellschaft zu einer klassenlosen Menschengemeinschaft[1]).

Ihre erste Erkenntnis ist, daß jede Gesellschaft nicht eine Anhäufung einzelner ist, sondern etwas Einheitliches der einzelnen Gruppen der Vielheit, und daß dieses Einheitliche in erster Linie durch die Produktionsverhältnisse, nicht durch Ideen bedingt ist (Ökonomische Forschungsmethode oder Forschungsmethode des historischen Materialismus).

Unzureichend verwandte Produktivkräfte führen zu Wirtschaftskrisen, Umwälzungen, zur Entwicklung, unter dem Vorwärtstreiben der bei der jeweiligen Krise notleidenden, zur geschlossenen Klasse vereinigten Gruppe.

In dieser wesenhaften Allgemeinfassung ist der Marxismus ein Dauerwerk, wie ein Manteltarif, der durch verschiedene Einzelepisoden des Gewerkschaftskampfes beibehalten wird. Trotzdem ist er — und kann nichts anderes sein — in seiner wissenschaftlichen Begründung im einzelnen — ein Werk aus dem wissenschaftlichen Rüstzeug der damaligen Zeit, der Zeit um 1850. Damals stand die Naturwissenschaft in der Front. Sie hatte die neue Einsicht gebracht, daß in der Natur

---

[1]) Karl Marx' Aphorismen zu Feuerbach 1845: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern."

bestimmte, eherne kausale Gesetze wirken. Die menschliche Gesellschaft unterscheidet sich nach dem damaligen Stande der Naturwissenschaft von der Gesellschaft von Pflanzen oder Tieren, denn allein die Menschen gebrauchen Werkzeuge. Die Gesetze der menschlichen Gesellschaft enthalten darum neben den Naturgesetzen, die bei ihnen wie bei allen Herdentieren wirken, Zusatzgesetze, die gleichfalls ehern sind. Die durch Marx begründete ökonomische Gesellschaftskunde hat die ökonomischen Bedingtheiten eingehend studiert, dagegen die psychische Komponente (den vorwärtstreibenden Willen der unter unzureichenden Produktivkräften vornehmlich leidenden Gruppen) nur allgemein betont. Die Zergliederung dieser psychischen Komponente war zu jener Zeit noch nicht möglich, da es noch keine ernsthafte Psychologie gab.

Der Gesamtaspekt der Wissenschaft unserer Tage unterscheidet sich von dem der Zeit von 1850 bis 1900 vornehmlich durch die geradezu eruptiv einsetzende sozialpsychologische Forschung, und darum ergibt sich mit zwangsläufiger Notwendigkeit die Ergänzung des Marxschen „Manteltarifs" durch die unausweichliche Herausarbeitung der psychischen Komponente. Das bedeutet zweifellos eine Wende im Sozialismus. Erst wenn die Gesellschaftsprobleme, die vorerst notwendigerweise, weil damals und bisher nur diese wissenschaftliche Begründung möglich war, nach ihren ökonomischen Bedingungen untersucht wurden, auch nach ihren psychischen sozialen Bedingungen untersucht werden, wird die Gesamtheit des gesellschaftlichen Lebens erfaßt.

Ein Symptom dieser Wende ist die neuerdings zu beobachtende Zunahme des Interesses innerhalb der Massen für die kulturelle Arbeit, die erst kürzlich Professor Sinzheimer (Frankfurt a. M.)[2]) bei der Eröffnung der „freien sozialistischen Hochschule" in Berlin in seinem Vortrage über „die Kulturidee des Sozialismus" feststellte. Er erwähnte dort eingangs, wie gegenwärtig eine starke Unruhe, hervorgegangen aus den geistigen und seelischen Bedürfnissen des sozialistischen Menschen, zu beobachten sei, so daß spätere Geschichtsschreiber einmal zurückblickend feststellen würden, daß diese unsere Zeit „die Zeit einer großen geistigen Wendung" bedeute.

Im wesentlichen gekennzeichnet wird diese Wende durch die neuesten Forschungsarbeiten der „Sozialpsychologie".

Während früher die Psychologie mehr oder weniger ein meist arg vernachlässigtes und spekulativ erfaßtes Teilproblem der Philosophie war, später in der Experimentalpsychologie, der physiologischen Psychologie, als Teilgebiet der Naturwissenschaft betrachtet wurde, in beiden Fällen sich nur mit dem allein für möglich erachteten Problem des Individuums abgab, beginnt jetzt die Psychologie in den Bereich des sozialistischen Gesichtswinkels der Wissenschaft zu rücken, das heißt, sie befaßt sich mit Problemen sozialer Psychologie, der zugleich die Tendenz zur Abänderung der bestehenden Gesellschaft, zur Beseitigung psychischer Klassenbildung, ebensogut zu eigen ist wie dem bisherigen, lediglich ökonomisch bestimmten Marxismus. Sie ist darum ebenfalls bewußter Marxismus.

Allerdings sehen wir zurzeit erst Ansätze in diesem Sinne, wohl aber zeigt sich schon deutlich die Tendenz in dieser Richtung, und das ist das Wesentliche bei der Begründung der Ansicht, daß der Marxismus vor einer Wende steht.

Es gibt einen führenden marxistischen Theoretiker, der als Vorläufer auf diesem neuen Weg bezeichnet werden kann: Max Adler[3]). Gemäß der Grundeinstellung seiner erkenntniskritisch begründeten, transzendental-sozialen Philosophie ist ihm das erkenntniskritische Urphänomen die soziale Anlage des Psychischen, des Bewußtseins, das ohne stete Beziehung auf den Nebenmenschen nicht denkbar ist. Er vertritt daher den „unmittelbar vergesellschafteten Charakter des mensch-

[2]) Sinzheimer: Die Kulturidee des Sozialismus. „Vorwärts" vom 14. Februar 1926.

[3]) Max Adler: Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik. Wien 1924. Wiener Volksbuchhandlung.

lichen Individuums“ und gibt damit in eingehender erkenntniskritischer Begründung, was Franz Oppenheimer[4]) in einer Abhandlung über den Ursprung der Moral als „Wirgefühl“ der menschlichen Psyche bezeichnet hat.

Ähnlich hat Leinen[5]) von dem „Willen zum Ganzen“, wie er im Insektenstaat zu beobachten ist (Bienen, Ameisen), als Urphänomen des Sittlichen gesprochen.

Dieser grundsätzliche Standpunkt schließt in sich genau die gleiche dynamische Tendenz nach Änderung der das „Wirgefühl“ unzureichend befriedigenden Gesellschaftszustände ein, wie die wirtschaftsdynamische Tendenz des ökonomischen Marxismus, sie kann natürlich ebensogut auch reformistisch, revisionistisch ausgelegt werden, wie es die reformistische Richtung mit dem Marxismus tut, sie ist aber auf keinen Fall „neutral wissenschaftlich im bürgerlichen Sinne“ und „unmarxistisch“.

Während Max Adler, vom Psychologischen aus gesehen, durch seine philosophische erkenntniskritische Grundauffassung mehr als Vorläufer der neuen Sozialpsychologie erscheint, gibt es zwei neue Richtungen sozialpsychologischer Forschung, die aus dem rein Psychologischen stammen, die beide von revolutionärer Wirkung hinsichtlich der psychologischen Einsichten sich erwiesen haben: Die Psychoanalyse Freuds und die Individualpsychologie Alfred Adlers.

Die Individualpsychologie[6]) ist in entschiedener Form von Anfang an Sozialpsychologie gewesen und enthält als Kernproblem die Wege und Möglichkeiten der Erstarkung und Freimachung des „Gemeinschaftsgefühls“ als der ursprünglichen psychischen Tendenz des sozial veranlagten Menschen.

Bei Alfred Adler, der selbst marxistisch geschulter Sozialist ist, kommt am bewußtesten die Gegensätzlichkeit des Psychischen zur Naturgesetzlichkeit zum Ausdruck, indem er den kausal gerichteten Vorgängen in der Natur die final eingestellte, menschliche Psyche gegenüberstellt. Auch seine Lehre zeigt durchaus die dynamische Tendenz zur Änderung der Gesellschaft, weist auf die überall zu beobachtenden, aus dem Minderwertigkeitsgefühl falscher Erziehung und herrschaftsgieriger Klassengesellschaft entspringenden, in Protesten, Überkompensationen auftretenden seelischen Unruhen hin, die unterdrückte Klassen so deutlich zeigen, wie unterdrückte Individuen — er will einer neuen Gesellschaft zum Leben verhelfen, die nicht nur die ökonomische Ungerechtigkeit beseitigt, sondern auch die psychischen Klassen der Herrschenden und Beherrschten — all jene psychischen Klassentendenzen, die im Geltungsdrang zum Ausdruck kommen, radikal ausschalten.

Die Psychoanalyse und die Individualpsychologie, die wichtigsten neuzeitlichen Forschungsmethoden, sind naturgemäß in ihrer speziellen Herausarbeitung dem Gesetz der Dialektik, These, Antithese-Synthese, dieser allgemeingesetzlichen Pendelbewegung jeder Entwicklung, unterworfen, und wie beim Marxismus reibt man sich in den konservativ gerichteten Kreisen auch hier an „Einseitigkeiten“, die unvermeidbar sind, ohne die wesentliche Konzeption des Neuen erschüttern zu können. Ich bin mir bewußt, daß das gleiche gilt von der von mir vertretenen „Gemeinschaftskunde[7]), die in zwangsläufiger Einspannung in das Pendelgesetz die Realien der Gemeinschaft zu stark betont. Bisher war es mir nur möglich, in allmählichem

[4]) Franz Oppenheimer: Die psychologische Wurzel von Sittlichkeit und Recht. Kieler Vorträge. 1. Verlag Gustav Fischer. Jena 1921.

[5]) R. Leinen: Der Wille zum Ganzen. Prolegomena zu einer Ethik. Leipzig 1923. Verlag F. Meiner.

[6]) Alfred Adler: Praxis und Theorie der Individualpsychologie. 2. Auflage. 1924. Verlag Bergmann. München.

[7]) Paul Krische: Gemeinschaftskunde. 2. Auflage. 4. bis 23. Tausend. — Paul Krische: Ehe. Familie. Neuland der Liebe. — Paul und Maria Krische: Gemeinschaftskultur. — Paul Krische: Heimat. Sämtlich Freidenkerverlag. Leipzig. 1923/24.

tastenden Vorgehen, in kurzen Andeutungen und Teilversuchen die Probleme anzuschneiden.

Zunächst ist wesentlich die einheitliche Konzeption des gesamten Daseins und die Vermeidung einer anthropozentrischen Zweckerklärung der Natur, entsprechend der neuen Einstellung der Naturwissenschaft, während der bisherige Marxismus in Anlehnung an den Darwinismus und die Naturwissenschaft seiner Zeit zu Zweckerklärungen und menschlicher Betrachtungsart neigt und scharf den Dualismus der Wesen ohne Werkzeug (Tier und Pflanze) und mit Werkzeug (Mensch) vertritt. (Viele Tiere leisten relativ ohne Werkzeug Besseres als Menschen mit Werkzeug: Kunstbauten von Vögeln: Webervögel; von Tierstaaten: Ameise, Termiten. Viele Tiere benutzen bereits Werkzeuge: Affen, Vögel, Insekten.) Viele Erscheinungen geselliger Tiere sind heute noch rätselhaft, weil die Tierpsychologie eine wirklich vorurteilsfreie und nicht zweckhaft menschlich gesehene Forschungsart erst beginnt. Der Marxismus hat gern durch ökonomische Zweckhaftigkeit Probleme als gelöst angesehen, die noch zu lösen sind.

Drei Erscheinungen schälen sich als Urphänomene alles Seins heraus: Gemeinschaft, Rhythmus und Produktionsprozeß (Wirtschaftsform der Daseins- und Arterhaltung). Der Produktionsprozeß ist das ewig Formende (Sammel-, dann Jagdwirtschaft der Urgesellschaft, seßhafte Wirtschaftsform der Barbarei, antike Sklavenwirtschaft, Kapitalismus, Sozialismus), der Rhythmus das ewig „Ruckweise", Revolutionäre (von den Mutationen neuer Pflanzenarten, den ruckweisen Prozessen im Kristalleben an bis zu den jetzigen umwälzenden Bewegungen der menschlichen Gesellschaft), die Gemeinschaft, neben der durch Arbeit gebildeten Gemeinschaft, ein psychisches Spezifikum.

Nicht wie ein falsch verstandener Darwinismus meinte (Kulturzoologie), ist das Leben ein Kampf ums Dasein mit dem Vernichtungskrieg aller gegen alle und dem Sieg der Auslese der Starken, sondern das Prinzip der gegenseitigen Hilfe ist die stärkste, gesellschaftliches Dasein erhaltende Kraft, wie die Beobachtungen von Kropotkin, Kammerer, die Erscheinungen der Symbiose (Kammerer, Buchner) zeigen.

Die Untersuchungen über das W e s e n d e r G e m e i n s c h a f t, die sich in allen Gesellungsformen des Daseins vom Tanz der Atome über die Gesellschaften von Kristallen, Pflanzen, Tieren, des Menschen zeigt, stehen erst im Anfang. Soviel ist sicher, daß sie nicht rein zweckhaft im Erhaltungssinne (Utilitarismus von Kropotkin, auch von Alfred Adler) ist, noch aufgenötigt wurde allein durch ökonomischen Zwang. (Marxistische Theorie über die zwangsläufige Gesellungsform der als Gesellschaftsjäger lebenden Urmenschen.) Sosehr gewiß ökonomische Bedingtheiten die Gesellung fördern oder beeinträchtigen (Gemeinschaftsbildung durch Arbeit, Gemeinschaftszerstörung durch Klassengesellschaft), ihre Formen maßgebend beeinflussen — im Wechselspiel mit der Ökonomie wirkt psychisches Eigenleben der Gesellung, und das ist deutlich lustbetont (Schwarm der Bienen, alle Massendemonstrationen von Menschen), zeigt vornehmlich Äußerungen der Befriedigung — der freudvollen, seelischen Ruhe und Geborgenheit im kleinen Gemeinschaftskreise (Freundschaft, Ehe, Familie), so gut wie der Ekstase, die vornehmlich der Massenrausch, der des künstlerischen Schaffens oder der Rausch des Eros kennt.

Unklar gefühlt wurde dieser Faktor „Liebe" immer schon. In allen vorwiegend kommunistisch eingestellten Bewegungen, den religiösen wie in denen der utopischen Sozialisten spielt er eine Rolle, auch in der Philosophie. (Schopenhauer mit dem Urmysterium des Mitleids.) Der Marxismus hat ihre ökonomischen Bedingtheiten zuerst erkannt und beleuchtet. — Die Zukunft wird mit ähnlicher Schärfe ihren psychischen Bedingtheiten nachgehen und damit in Einsicht und dynamischer Anwendung dieser Einsicht den revolutionären ökonomischen Einschlag des Marxismus um psychische Noten bereichern. Erschwert wird die Forschung im Psychischen ungemein durch die Schwierigkeit der Probleme der Tiefenpsychologie, des Unbe-

wußten, das sich in viel stärkerem Maße wie das Ökonomische hinter Symbolen versteckt. Sosehr auch beim Menschen als ausgebildetem Werkzeugwesen und ausgebildetstem Hirnwesen die durch Arbeit sich bildende Gemeinschaft (ökonomischer Faktor der Gesellschaft) und das Rationelle des Bewußten im Psychischen bestimmend sind, bleibt doch das „Irrationale“, das Urlied der Liebe von hinreißender Gewalt und bringt im Wechselspiel mit dem Rationalen und Ökonomischen neue Schöpfungen von Glanz und Farbe hervor, die dem einzelnen und den Massen die stärksten Erlebnisinhalte ihres Schaffens bieten, ohne die der Sinn des Lebens: „die Schaffung wahrer Menschengemeinschaft“ ohne Duft und Schmelz, nüchtern und farblos ist. Doch die Gemeinschaftskunde schafft nicht nur neue Einsichten des „Gehobenen und Erhabenen“ im Erleben der Gesellung. In gleicher Weise wie die marxistische Lehre aus dem Gestrüpp wirtschaftlicher Utopien in das freie Land der Erkenntnis dessen, was ökonomisch bedingt ist, führte, wird die Gemeinschaftskunde an Stelle der auch unter Marxisten bisher üblichen utopischen Begriffe von Brüderlichkeit, Solidarität, Freiheit, Begeisterung genaue Gesetzmäßigkeiten und psychische Bedingtheiten der „Liebe“, der „Gemeinschaft“ aufdecken.

Um schließlich noch kurz anzudeuten, was theoretisch und praktisch bereits durch die psychologische Erweiterung des Marxismus im einzelnen gewonnen ist, so muß das Ergebnis überraschen, wenn man bedenkt, wie sehr wir erst im Anfang stehen.

Zunächst ist hervorzuheben, daß wir heute infolge der psychologisch einsichtigeren Forschung ganz anders den Problemen der Urgesellschaft gegenüberstehen, die von jeher mit Recht im Marxismus eine große Rolle gespielt haben. Wir kennen jetzt erst die ungeheure Bedeutung des Unbewußten, Mythischen, Phantastischen im Leben der Primitiven, in dieser prälogischen Epoche des Menschen (Arbeiten von Freud, Dürckheim und Levi-Brühl-Paris, Graebner, Vierkant) mit ihrem Zauberkult. Morgans Idee vom glückhaften kommunistischen Leben der Urzeit, die Engels übernahm, ist dahin. Wir wissen, daß das schreckhafte, von dauernden Ängsten vor unbekannten Gewalten umzitterte Leben der früheren Menschen trotz Kommunismus erbarmungswerter war als das späterer Epochen, trotz deren ökonomischer Klassenbildung, während die Urzeit nur Herrschaftsschichten der physisch starken und später der Alten kannte, also auch niemals herrschaftslos kommunistisch war.

Wir wissen weiter, welche Rolle in der Urzeit der Kampf um das Weib spielte, daß die Theorie der ursprünglichen wahllosen Vermischung der Geschlechter (Promiskuitätstheorie), besser Anarchie im Sexuellen, nicht in der alten Weise aufrechterhalten werden kann. Wir wissen, daß der Anfang von dem, was wir heute als Ehe und Familie herausgebildet sehen, bis in die Tierwelt, auch in die Welt der Herdentiere, hinabreicht (Tiersoziologie von Alverdes), und Ehe, Familie, Religion, matriarchalische und patriarchalische Kultur nicht eindeutige ökonomische Erscheinungen sind. Eine ungeheure psychische Schöpfung der Mutterrechtszeit — das Identitätsgefühl von Mutter und Kind (Ich bin du) wird bewußt, ebenso wie das dem Mutterrecht von der folgenden patriarchalischen Kultur entlehnte, auf den Vater bezogene Identitätsgefühl im Vaterrecht die ewige Unruhe von ersehnter Gemeinschaft (Ahnenkult) und ökonomisch und aus uraltem Unbewußten stammender Zwietracht. (Nach Adler Minderwertigkeitsgefühle der Söhne.) Neben diesen richtunggebenden biopsychischen Bedingungen spielen die ökonomischen in Formgebung die ausschlaggebende Rolle. (Mutterrecht erst bei Seßhaftwerdung — Ablehnung des ursprünglichen Mutterrechts bei Bachofen, Morgan, Engels durch Cunow, jetzige Form der Ehe und Familie als Schöpfungen des Privateigentums — Verbindung mit dem persönlichen Erbgang, Ehe-Wirtschaftsbündnis, Herrschaftsstellung des Mannes.)

Ökonomisch können wir die weitere Klassengesellschaft im ganzen nur zwieträchtig sehen, Gemeinschaft nur bei den Unterdrückten als zwangsläufige Solidarität der einzeln Schwachen. Die psychologisch erweiterte Einsicht lehrt, daß

trotz der Zwietracht der Klassen unausmerzbare psychische Gemeinschaftsfaktoren wirken.

Bernfeld: („Von jeder Liebe bleibt in uns ein dauernder Niederschlag, ein Stück unseres Charakters, unserer Persönlichkeit. Auch von den Lieben zu amtlichen Erziehern. Aber vor ihnen waren die entscheidenderen Lieben zu den Eltern, zu den Menschen unserer frühesten Kinderumgebung, mit und nach ihnen zu manchen anderen Menschen".)

Der bisherige Marxismus kennt nur ökonomische Notwendigkeiten von Ausbeutern und Ausgebeuteten, er will nicht die sittliche Verurteilung der Ausbeuter, die kritiklose Verherrlichung der Ausgebeuteten, wohl aber im ganzen und im Affekt des Kampfes war immer wieder jeder Angehörige der herrschenden Klasse ein Lump. Die Gemeinschaftskunde spürt die psychischen Gemeinschaftsrealitäten auf, die auch zwischen Herrschern und Beherrschten bestehen und findet so auch in der patriarchalischen und kapitalistischen Kultur Gemeinschaftswerte, stellt zugleich deren veraltete und unmögliche Form aufs schärfste fest und gibt so dem ökonomisch orientierten Klassenkampf neue Kräfte zur Beseitigung veralteter, spießiger und vom Untertänigkeitssinn beeinflußter Gemeinschaftsformen.

Damit kommen wir schon in das Gebiet der Praxis. Wenn wir beobachten, daß sooft radikale politische Stellungnahme mit überholten geistigen Inhalten sich zu vertragen vermag, wenn wir trotz klaren Klassenbewußtseins ein Versagen von Solidarität feststellen, wenn wir einen Zwiespalt von radikalem Wort und praktischer Lebensführung beobachten müssen, wenn schließlich leider nicht zu bestreiten ist, daß die verschiedenen parteipolitischen sozialistischen Richtungen zum Schaden für den Gesamtsozialismus und zum Mißbehagen der übergroßen Mehrzahl einfacher Genossen unkameradschaftlich ausgetragen werden, wenn überheblich und oberflächlich nicht nur verstiegene und illusionäre Sentimentalität, sondern auch echte Gemeinschaft herabgesetzt wird (Bucharin-Preobatschenki: „Die Ethik ist die fetischistische Sauce zu einer nützlichen Speise"), sehen wir Erscheinungen, die durch die Unzulänglichkeit psychischer Einsichten mit bedingt sind.

Diesem Versagen steht erfreulicherweise eine zwar bewußt nur aus ökonomischen Ursachen hergeleitete und doch zweifellos unbewußt zugleich aus psychischen Kraftquellen genährte, positiv gemeinschaftsstarke Einstellung zu den Kolonialvölkern gegenüber, die der westliche Marxist vielleicht belächelt, die aber eines der großen Kreditkonten der russischen Sowjetmacht darstellt.

Für die Feudalepoche ist dem einzelnen das Leben unerträglich ohne die Religion, für die ausgesprochen bürgerlich-kapitalistische Epoche ohne die Fiktion (Vaihingers Philosophie: als ob), die zwar nicht mehr geglaubt, aber als lebenspraktische Notwendigkeit betrachtet wird, in der sozialistischen Epoche ist das Leben unerträglich ohne die reale Verwirklichung der erreichbaren Gemeinschaft. Diese in den verschiedensten Gemeinschaftskreisen zu erforschen und ihre Verwirklichung zu fördern, ist Aufgabe des „psychologisch erweiterten Marxismus", der Synthese von Soziologie und Psychologie, eben der Gemeinschaftskunde.

Mit Recht hat immer der Marxismus von sich mit Stolz betont, daß er feststellt, „was ist", daß er jede Illusion verschmäht und durchschaut. Diese Analyse des Realen hat er aber vornehmlich auf ökonomischem Gebiete betätigt, und strenge Marxisten pflegen Elend, Krankheit und Verzweiflung ausschließlich den wirtschaftlichen Nöten zuzuschreiben. Es besteht vielfach bei ihnen die Ansicht — und sie ist oft genug vertreten worden — daß seelische Nöte ein überflüssiger Ballast der Angehörigen der oberen Volksschichten, der Nichtstuer und Ausbeuter sind, ein Luxusartikel, den sich der in wirtschaftliche Nöte verstrickte Proletarier nicht leisten kann. Und ebenso ist oft betont, daß mit der Beseitigung der wirtschaftlichen Not seelische Nöte automatisch verschwinden. Jeder Krankenkassenarzt,

zumal jeder Nerven- und Irrenarzt, jeder Richter, Jugendpfleger und Sozialbeamter kann dauernd feststellen, wie unzutreffend diese Annahme ist. Wir haben leider einstweilen nur eine sehr unzutreffende Statistik über einige der wichtigsten physischen Krankheiten, die vornehmlich für die Masse in Betracht kommen. Über psychische Krankheiten fehlt jede Statistik. Wohl aber belehrt allein die Selbstmordstatistik, noch mehr die Presse in ihren Berichten über Selbstmorde, wie beträchtlich der Anteil psychischer Ursachen an diesem äußersten Verzweiflungsschritt ist. (Unglückliche Liebe, Ehezwistigkeiten, Selbstmorde von Jugendlichen, Selbstmorde im Affekt, aus Hysterie, geistiger Verwirrung usw.) Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß nur der kleinste Teil der seelisch Kranken psychischer Heilbehandlung unterworfen, psychischer Aufklärung und Selbstbehandlung zugänglich ist. Nur ein kleiner Teil der Masse wendet sich an die berufsmäßigen Seelsorger des überlieferten religiösen Systems, die Geistlichen, die im besten Falle durch natürliche Güte lindernd wirken können, in ihrer Arbeit aber immer durch die der modernen Psychologie fernstehende Glaubenslehre gehemmt werden. Wir sind uns heute noch kaum bewußt, wie gewaltig die Barriere des Minderwertigkeitsgefühls den Aufstieg des Proletariats hemmt und wie dieser Minderwertigkeitskomplex auf dem falschen Gleise der illusionären Überwertungstendenz des Proletariats und des „bourgeoisen Protestes“ (die Proleten übernehmen die Wertbegriffe der Bourgeoisie, ihr Lebensziel ist unbewußt das der Bourgeoisie) in der Übernahme kapitalistischer Wertbegriffe und Äußerlichkeiten abreagiert wird. Hier liegen besonders fruchtbare Möglichkeiten der Anwendung individualpsychologischer Einsichten.

Einstweilen sind diese Dinge nur einem kleinen Kreise geschulter Psychologen geläufig. Ganz beansprucht von den ökonomischen Nöten, übersehen wir die ungeheure Flut psychischer Nöte, Hilflosigkeit und Verzweiflung, die im Proletariat von verhängnisvoller Wirkung sind, da sie neben den ökonomischen Nöten in hohem Ausmaße dem vollen Aufstieg zur klassenlosen Gesellschaft hemmend entgegenstehen.

Wir dürfen einfach nicht mehr psychisch blind sein, müssen psychisch sehend werden, dann werden wir auch wollen und die Fähigkeiten und Möglichkeiten aufbringen, des unendlichen Leides an psychischen Nöten, der psychischen Klassenstruktur unserer gemeinschaftsarmen Gesellschaft mit gleichem Eifer Herr zu werden, mit dem wir uns anstrengen, ihr den ökonomischen Klassencharakter zu nehmen.

Individualpsychologie und Wissenschaft

Von PAUL FISCHL (Wien)

Aus etwa drei Gründen bestreiten Kritiker der Individualpsychologie, daß diese den Charakter einer Wissenschaft habe. Die Individualpsychologie schreibe den Menschen ein „Sollen“ vor und beschränke sich nicht, in der Sphäre des Seins zu verbleiben. Sie erhebe auch insbesondere die Forderung der Mitmenschlichkeit, der Mitarbeit und Liebe, und stelle daher eine normative Ethik dar. Ihr Leitbegriff sei das „allgemein Nützliche“, und sie sei daher insbesondere Utilitarismus. Eine Wissenschaft aber, so meinen sie, dürfe kein „Sollen“ kennen, weder ein ethisches noch ein utilitaristisches, sondern sie habe die alleinige Aufgabe, die Tatbestände des Seins zu ergründen, deren Gesetzmäßigkeiten in Formeln und Regeln zu kleiden und, unbeirrt um alle Interessen, einer als Ideal gedachten objektiven Wahrheit näherzukommen. Die Wissenschaft könne bloß präzise Ant-

wort auf die Frage erteilen: Wie sind die Dinge? Die Konsequenzen dagegen, die wir aus ihren Erkenntnissen ziehen müßten oder sollten, können nicht mehr Objekt einer Wissenschaft sein.

Zum Begriff „Wissenschaft" gehört, untrennbar mit ihm verknüpft, in ihm enthalten, der Begriff der Funktion derselben. Wissenschaft ist kein Absolutum, sondern ist ein Teil menschlicher Aktivität. Wissen hat das Ziel einer Zurechtfindung, Orientierung und ist Vorstufe des Handelns, der Aktion. Ob dieser Zweck aus einer wissenschaftlichen Tätigkeit bewußt hervorleuchtet oder ob er sich lediglich als deren unausbleiblich erwartete Folge ergibt, fällt für die Beurteilung der Funktion nicht ins Gewicht. Nur die Tatsache, daß Wissenschaft Orientierung bedeutet, ist von Belang. Die letzte Etappe aller Seinswissenschaft ist Wahrheit, und diese bezieht ihr Leben, ihren Wert, ihre Hochschätzung nur aus ihrer Funktion: daß sie tauglich sei, unser Lebensschiff richtig zu steuern. Die Wissenschaft als Planmäßigkeit der Wahrheitssuche ist nichts als Technik dieser Funktion, sie ist Funktionserfüllung, findet in ihr ihre treibende Kraft und gehorcht ihrer Gesetzmäßigkeit.

Die Forderung, die wir an eine Wissenschaft stellen könnten, wie etwa, sie müsse in der Sphäre des Seins verharren, sie müsse voraussetzungslos, sie müsse intransigent sein, ist von einer übergeordneten, einschränkenden Forderung abhängig: wie immer sie sei, sie kann niemals die ihr innewohnende, sie a priori konstituierende Voraussetzung ihrer Wirksamkeit negieren. Die ihr innewohnende Voraussetzung bleibt allerdings innerhalb ihrer Strömung unerkannt, und die Hüter der Pforte werden, wenn wir sie nach der inneren Voraussetzung aller Wissenschaft fragen, unsere Frage gar nicht einmal verstehen. Ihre stereotype Antwort wird immer lauten: „Die Wissenschaft ist voraussetzungslos." Wir erinnern uns an Schopenhauers Erörterungen, daß das Selbstbewußtsein die Frage nach der Freiheit (wir sagen hier: Voraussetzungslosigkeit) seines Willens auch gar nicht versteht, sondern nur antwortet: „Ich bin frei, ich kann tun, was ich will, und ich kann wollen, was ich will." Diese letzte Instanz: „was ich will" enthält aber gerade, wie in einer sicheren Kapsel verwahrt, die ganze innere Voraussetzung, nach der wir frugen. Indem das Selbstbewußtsein die Freiheit (Voraussetzungslosigkeit) seines Wirkens bereits schon durch die Übereinstimmung mit seinem Willen als gegeben erachtet, sagt es nichts anderes aus, als daß es sich selbst gemäß sei. Es fehlt ihm das Organ, unsere Frage zu verstehen. Auch die Wissenschaft versteht die Individualpsychologie nicht, wenn diese sie nach ihrer inneren Voraussetzung frägt. Denn offenbar ist die Wissenschaft als ein Teil menschlicher Aktivität nur innerhalb ihres Mandates, als ihres Zieles, ihrer Funktion, voraussetzungslos. Wir aber fragen, indem wir die Frage nach ihrer Funktion aufwerfen, nach ihrem Auftraggeber.

Diese Fragestellung zieht zwei Konsequenzen nach sich. Einerseits wird der Begriff einer Wissenschaft überhaupt um den Begriff ihrer Funktion in einem Lebensganzen erweitert. Indem wir die Wissenschaft als einen Teil menschlicher Aktivität betrachten, begeben wir uns in eine höhere Ebene. Wir verweilen nicht mehr bei den Wachtposten der Wissenschaft, die bloß ihre stereotype Instruktion kennen, wir halten uns an die Funktionsbestimmtheit des ganzen Körpers durch den obersten Kriegsherrn, den menschlichen Willen. Die Individualpsychologie ist in höchstem Sinne Wissenschaft und sie operiert vollkommen in der Sphäre des Seins, wenn sie feststellt, welche Gesetzmäßigkeiten in jeder Art von Aktivität herrschen, wenn sie alles Tun, alles Denken, jeglichen Ausdruck als von dem seelischen Ziel des Individuums bedingt erfaßt.

Anderseits wird aber durch den Begriff einer Zielkunde das Gebiet einer Wissenschaft eingeschränkt. Die Definition der Wissenschaft als Suche nach einer objektiven Wahrheit wird zu einer viel zu weiten Formel. Was alles unter dieser Flagge mitsegelt, gehorcht vielfach nicht der von uns als Kriterium ge-

forderten Funktionsbestimmtheit, erfüllt vielmehr andere Funktionen, die die Individualpsychologie in der Erörterung des Problems der Distanz zusammenfaßt. Oft ist nicht die Lösung der Lebensprobleme das Ziel der hypertrophen Erkenntnissuche, sondern die Nichtlösung, das Steckenbleiben in Schwierigkeiten. Unsere Ziele sind jedoch durch die Aufgaben des Lebens bedingt, deren richtige Lösungen für uns Glück und Wohlbefinden, unrichtige Lösungen aber Unzufriedenheit, Unglück, Schmerzen, Leid und Untergang bedeuten. Hier waltet als letzte, unsere Aktivität dirigierende Grenzpolizei eine absolute Logik der Dinge, die uns verbietet, voraussetzungslos nach allen Richtungen zu gehen, unsere Kräfte voraussetzunglos zu verausgaben. Der unerbittliche Lebensprozeß zwingt uns, die Sicherung unseres Daseins zur Voraussetzung alles Tuns und Denkens zu machen. Dies ist kein „Sollen a posteriori", sondern ein „Sollen a priori". Es ist der Ausdruck einer aller Aktivität innewohnenden Logik des Handelns.

Die Individualpsychologie legt so ewige Fundamente. Das Subjekt des Handelns vermag uns über seine innere Logik keinen Aufschluß zu erteilen, weil ihm eben das „Sollen" nicht a posteriori, auf vernünftigen Überlegungen beruhend, entspringt, sondern a priori ihm innewohnt. Spinoza drückt diesen Gedanken in seiner Ethik III, 7, mit den Worten aus: „Das Bestreben, womit jedes Ding in seinem Sein zu verharren strebt, ist nichts als das wirkliche Wesen des Dinges selbst." In diesem schönen Satz kommt auch in vorbildlich klarer Sprache die Verbindung der Begriffe „Sein" und „Sollen" zum Ausdruck, die die Wissenschaft trennt. Das Bestreben des Dinges, sein „Sein" zu wahren, ist eben der Ausdruck für sein „Sollen". Erfaßt man das „Sollen", so erfaßt man auch das „Sein".

Aber dieses „Sollen" verlangt inmitten der Schwierigkeiten des Lebens konkrete Zielsetzungen, vereinfachte Schemata zur Zurechtfindung. Diese Konkretisierungen unseres Sollens, letztlich Sicherungen, sind bedingt durch unsere Einsicht in die Schwierigkeiten, durch die Meinung, die wir uns bilden. Sie werden vorbeeinflußt durch das Gefühl einer vermeintlichen Schwäche, durch ein frühzeitiges Minderwertigkeitsgefühl, dessen Ursprung, Umfang und Dynamik für die menschliche Zielsetzung, für den gesamten individuellen Lebensplan die Individualpsychologie beschrieben und nachgewiesen hat. Alle menschlichen Handlungen und Äußerungen sprechen in einem Allgemeinzusammenhang ihre einheitliche Sprache, gehorchen einem einheitlichen Ziele und sind hinsichtlich dieses Zieles innerlich logisch und folgerichtig.

Die Wissenschaft ist ein System von Denknotwendigkeiten. Diese als Voraussetzungen sind immer die sicheren Lotsen, die unseren Kurs vor Klippen bewahren. Sie bestimmen aber nicht selbst das Ziel unserer Fahrt. Die Wahrheiten einer Wissenschaft sind nicht Fertigfabrikate, sondern Rohmaterialien, die erst der zielbewußten Verwendung harren. Sie stehen aber mit der zielbefohlenen Verwendung in Funktionszusammenhang und dienen der Aktivität, wie die Kohle der Heizung und Energiegewinnung dient. Die Aktivität wird wieder beherrscht durch die korrigierende und determinierende Logik der Tatsachen, deren Erfassung wiederum in das Funktionsgebiet der Wissenschaft fällt. Findet sich zwischen Wissenschaft, Aktivität und Logik der Tatsachen eine Distanz, so ist diese Distanz zu allen Zeiten der Ausdruck der Funktionsentartetheit der Wissenschaft und dadurch der Führerlosigkeit der Aktivität. Funktionswert erhält sie erst durch den Beweis vom Vorteil (argumentum ab utili), „welcher der überzeugendste von allen ist" (Kant, Träume eines Geistersehers, S. 1). Wir legen nach unseren individuellen Verstandeskräften dieses „argumentum ab utili" unserer Zielwahl a priori zugrunde. Durch die Erkenntnis dieses immanenten Zielgesetzes bringt die Individualpsychologie die Aktivität in eine Sphäre wissenschaftlicher Erfaßbarkeit.

Sie vermag, immer an Hand dieses einheitlichen Zielgesetzes, die zahllosen Störungen im Zusammenleben der Menschen, die individuellen Übel und Plagen, einheitlich als durch falsche Zielsetzungen bedingt, durch Irrtümer entstanden,

nachzuweisen und sieht im Scheitern menschlicher Bemühungen um die Daseinssicherung die Nichtbeachtung, ja die Nichterkenntnis einer den Dingen immanenten Logik. Sie gibt aus ihrer reichen Gegenwartserfahrung, aber auch aus historischen Quellen eine erschöpfende Beschreibung, Erklärung und Nachweisung der häufigsten Irrtümer, ja, sie könnte sogar gewisse Irrtumsgesetze formulieren, die insoferne hypothetisch sind, als sie durch wachsende Erkenntnis und Einsicht ihre Aufhebung erfahren. Hier beginnt ihre Bedeutung als individuelle und soziale Therapie. Als Therapie ist sie die denkbar tiefste und wissenschaftlichste, von der Soziologie noch zu wenig beachtete Methodenlehre, die im Kantschen Sinne die Art ist, „wie man den Gesetzen der reinen praktischen Vernunft Eingang in das menschliche Gemüt, Einfluß auf die Maximen desselben verschaffen, das ist die objektiv-praktische Vernunft auch subjektiv praktisch machen könne". (Kant, Kritik der praktischen Vernunft, 2. Teil, Methodenlehre, 1. Absatz.) Die Kantsche Methodenlehre war nur als bloßes Zugabskapital gedacht und ist auch ein ebenso unvollkommener wie untauglicher Versuch geblieben. Ihr Scheitern beruht auf der falschen Annahme und unausgesprochenen Voraussetzung, daß wir gleichsam zwei Seelen in unserer Brust trügen, von denen die eine die Erfüllung des uns innewohnenden, allgemeingültigen Sittengesetzes anstrebe, während die andere die Quelle der auf Glückseligkeit gerichteten subjektiven Maximen sei. Der falsche Schein, als wären wir so das Triebobjekt und der Spielball dieser zweier Seelen, die wechselweise die Logik der Tatsachen sabotieren, hat trotz des scharfsinnig und überzeugend durch Schopenhauer gelieferten Nachweises der vollkommenen und durchgängigen Identität aller Subjekte des Wollens, Handelns und Denkens in die modernen „wissenschaftlichen" Psychologien Eingang gefunden. Es bedarf erst des empirischen Nachweises der Individualpsychologie, daß aller Triebkonflikt nur Schein ist und daß in allen Handlungen immer nur ein Ziel, ein Wille herrscht als der Ausdruck der einheitlichen Persönlichkeit. Immer ist die Sicherungstendenz, in verschiedenen Konkretisierungen als Gemeinschaftsgefühl oder Geltungsstreben, die letzte einheitlich treibende Kraft, und mit der gleichen Notwendigkeit, mit der ein seiner Unterlage beraubter Körper zur Erde fällt, wandern die Menschen unabänderlich auf den Bahnen ihrer Sicherung. Die Varianten der Lebensformen ergeben sich einerseits aus der Verschiedenheit der Lebens- und Sicherungsbedingungen und, wo diese gleich bleiben, aus der individuell verschiedenen Einsicht in die Zusammenhänge. Die individuellen Maximen sind Konkretisierungen der Sicherungstendenz und von dem allgemeingültigen Gesetze nur durch den Irrtum in der Konkretisierung verschieden. Das Gesetz ist in allem, was Menschenantlitz trägt, jederzeit erfüllt und nur in dem Grad von Richtigkeit und Irrtum, das ist der Verträglichkeit oder Unverträglichkeit mit der Logik der Tatsachen, verschieden.

Um der Therapie praktische Wirksamkeit zu verleihen, sind zwei Wege von der Individualpsychologie methodisch eingeschlagen. Einerseits müssen es Gesetze der praktischen Vernunft sein, die Eingang in das Gemüt finden sollen. Sie prägt hierfür die Begriffe einer absoluten Wahrheit, einer Logik der Tatsachen, einer Logik des menschlichen Zusammenlebens, die, wenn sie erkannt wird, eine Aktivität in der Richtung des Allgemeinnützlichen auslöst. Dies ist kein der Seele Nr. 2 entsprungenes Sollen, keine ethische Maxime, sondern ist ein naturbefohlenes „Sollen", wie das Sollen des Schwimmens im Wasser oder das Archimedische Gesetz. Es läuft im Fahrwasser unseres eigentlichsten und letzten Wollens. Ihm kommt die höchste Notwendigkeit zu, die jeder als solche erkennen muß, wenn er sie versteht, wenn sie auch nicht jeder versteht, wenn er sie hört. (Schopenhauer.)

Aus diesem Faktor des Nichtverstehens erwächst der individualpsychologischen Therapie die zweite Aufgabe, nämlich den Gesetzen der praktischen Vernunft in das Gemüt Eingang zu verschaffen. Sie ist aufgebaut auf der

Erkenntnis, daß immer die Entmutigung und das Minderwertigkeitsgefühl Ausgangspunkt des fehlerhaften Lebensplanes sind. Sie muß daher die Dialektik der Entmutigung, das ist die Methode, mit der sich ein der Logik der Tatsachen widersprechendes Lebenssystem gerade noch jeweilig vor den drohenden Entscheidungen und dem Verderben zu flüchten vermag, genauest kennen und ihre eigene Dialektik der der Lebenskranken anpassen. Ihr Ziel ist dabei, den Lebensplan des Kranken zu verstehen, seine falsche Logik zu entschleiern und ihm in einer Art, die dem Kranken individuell gemäß, für ihn aufnahmsfähig ist, seine falsche Lebensvoraussetzung, die in einem Glauben an den eigenen Unwert verankert ist, vor die Blicke seiner praktischen Vernunft zu führen. Die bewegende Kraft der Therapie ist die Ermutigung, die die Irrtümer aufhellt und das Individuum zum aktiven, produktiven Mitspieler der menschlichen Gemeinschaft macht.

Mitarbeit, Mitmenschlichkeit, Liebe sind dadurch im Rahmen der Individualpsychologie keine ethischen Imperative. Es wird vielmehr unermüdlich der Nachweis geführt, daß diese Imperative einer Logik des menschlischen Zusammenlebens, der immanenten Logik des Systems Erde-Mensch entspringen. Würden wir anders die Schwierigkeiten meistern können, die uns in der Gegebenheit der Dinge vorliegen, so hätten wir noch eine Freiheit der Wahl. Aber in dieser Welt mit dieser Beschaffenheit bleibt uns nur übrig, uns ihren Bedingungen anzupassen oder unterzugehen. Da wir nicht untergehen wollen, ist diese Erkenntnis für den, dem sie geworden ist, zwingend. Wir glauben an das Prinzip der allgemeinen Nützlichkeit, wir glauben mit Alfred Adler an den Satz: „Ehrlich währt am längsten" nicht deshalb, weil er ethisch oder utilitarisch ist, sondern weil er richtig ist.

Psyche und Schwangerschaft*)

Von Dozent Dr. R. HOFSTÄTTER (Wien)

Meine Damen und Herren! Als mich die Herren Ihres Vorstandes um das Thema fragten, über das ich vor Ihnen sprechen will, sagte ich: Psyche und Schwangerschaft. Und nun muß ich damit beginnen, das Thema einzuengen. Ich will Ihnen gleich sagen, über was ich hier nicht zu sprechen vorhabe. Als Mitglied Ihres wissenschaftlichen Beirates möge es mir erlaubt sein, Ihnen die hier nicht weiterbesprochenen Themen zum eigenen Studium anzuraten. Ich will also nicht sprechen über die männliche Psyche in ihren Beziehungen zu dem Problem der Schwangerschaft. Obwohl es überaus verlockend wäre, einmal, was meines Wissens noch gar nie geschehen ist, dieser Fragestellung nachzugehen. Es hat immer Männer gegeben, deren höchste Bedeutung und deren Wert in ihrer Vaterschaft gelegen war. Ich könnte mir eine Ethik vorstellen, die das Vater-Sohn-Verhältnis zu ihrem Ausgangspunkt nimmt. Sie sind um so viel jünger als ich, meine Damen und Herren, es liegt Ihnen also vielleicht vom Gymnasium her noch soviel klassische Bildung in den Beinen, daß Ihnen gleich Analogieschlüsse auf Religionen des Altertums auftauchen. Recht so!

Ich bitte Sie, mich nur ja nicht mißzuverstehen, wenn ich einen naiven Abstecher in die Religionspsychologie mache. Ich werde schon wieder zum Thema zurückfinden.

*) Nach einem Vortrage im Akademischen Verein für medizinische Psychologie am 4. März 1926. 4. März 1926.

Gehen Sie einmal der Idee nach, wie in der christlichen Religion z. B. plötzlich der Sohn die sühnende und leidende Rolle übernommen hat, wie er die Menschen von etwas erlöst, was scheinbar Gottvater doch als notwendig in den Weltenplan gelegt hat. Diese Zwiespaltung der Gottheit ist höchst interessant. Und siehe da: zur Dreieinigkeit gehört noch der heilige Geist, mir der liebste von den dreien, der aber eine so unerhört geringe Rolle spielt, daß er gleichsam auf den Flügeln der Phantasie uns entschwebt. Es bleibt also für das Christentum fast nur der Vater und der Sohn. O nein! Besonders in der katholischen Bevölkerung aller Länder haben wir schon eine sehr mächtige dritte Gottheit, die Mutter Gottes! Ich bin also wieder beim Thema. Warum lautet die dreieinige Gottheit nicht Vater, Mutter und Sohn? Warum nicht die heilige Familie? Auf allen Bildern, die der Menschheit wirklich eine seelische Erhebung bedeutet haben und immer bedeuten werden, sehen wir Vater, Mutter und das Kind. Hier liegt die Ewigkeit des Menschengeschlechtes, hier liegt alles beisammen, was uns dazu bewegt, gut zu sein, und an diesem Bilde gemessen, finden Sie den Maßstab für den Wert aller Dinge auf Erden. Psyche und Schwangerschaft.

Meine Damen und Herren! Maria, die Mutter Gottes, hat sich als Magd des Herrn bereit erklärt, unbefleckt zu empfangen. Es hilft aber alles nichts; um die Tatsache der Schwangerschaft kommt man nicht herum. Die Mutter Gottes ist also nicht ein Teil der Gottheit. Die Gottheit ist nur für das männliche Geschlecht reserviert. Was da wohl der heilige Geist dazu sagt?! Horchen wir aber einmal in die Herzen aller Gläubigen, aller Frommen, aller Guten! Dort thront die Mutter Gottes, als zutiefst verehrt. Und wie sonderbar. Diese Vermittlerin alles Heiles ist eine uneheliche Mutter. Und dieses Kind, als ewiges Symbol aller psychischen Zartheit, hat eigentlich keinen Vater. Letzten Endes bleibt als einzig Sicheres auf der ganzen Welt nur die Mutter mit ihrem Kind. Psyche und Schwangerschaft.

Dieser Ausschluß der Frau aus der Kirche, aus dem Begriff der Gottheit, diese von der so unendlich anpassungsfähigen katholischen Religion stillschweigend geduldete Wiedereinführung des weiblichen Prinzips in das Zentrum des Glaubens durch das Volksempfinden, ist ein Analogon zur der sogenannten doppelten Moral, wie es kein deutlicheres geben kann. Es kommt mir so vor, als ob die Menschheit vor 2000 Jahren einmal über etwas gestolpert wäre. Und sie stolpert noch immer. Ja, jeder einzelne Mensch stolpert da. Sie wissen schon alles: Ich meine damit das Problem der Sexualität. Also wieder Psyche und Schwangerschaft. Wollen Sie es da der einzelnen Frau übelnehmen, daß sie auch bei einer ganz ideal edlen Lebensführung während der Schwangerschaft irgendwann von der Vorstellung eingenommen wird, daß Schwangerschaft irgend etwas mit Unreinheit zu tun hätte, daß die Schwangerschaft als sichtbares Zeichen eines dazu nötigen Sexualaktes, etwas zu Verheimlichendes, etwas irgendwie Schamloses und Ungehöriges ist?

Und irgendwann kommt jeder Frau diese Vorstellung. Das muß der Arzt wissen, weil sich daraus manches während der Schwangerschaft erklärt.

Halt! Ich will Ihnen noch Hinweise für eigenes psychologisches Nachdenken geben, ehe ich mein Thema bis auf den kleinen Titel „Bedeutung der Psyche für körperliche Erscheinungen während der Schwangerschaft" eingeengt habe.

Worüber will ich also nicht reden? Hierher gehört außer allem, was den Mann betrifft, die Tatsache, daß fast bei jedem sexuellen Geschehen die Schwangerschaft irgendwie eine Rolle spielt, meist im Sinne einer Hemmung. Ich denke an die so häufige Erscheinung, daß die Furcht vor einer Schwangerschaft eine an und für sich gesunde Sexualität auf Nebenbahnen lenkt;

also die Bedeutung der Schwangerschaft für die Entstehung von Perversionen, z. B. die Beziehungen zwischen Schwangerschaft und Homosexualität.

Hineinspielen von Schwangerschaftsvorstellungen in die Sexualität des Kindes; bei den kleinen Mädchen ist der Wunsch, ein Kind zu haben, viel früher zu sehen als irgendeine andere gefühlsbetonte Vorstellung, die mit dem Sexualleben in Verbindung gebracht werden könnte.

Alle Fragen, die den sogenannten Mütterlichkeitstrieb betreffen, gehören hierher. Vorstellung des Kinderkriegens bei Knaben.

Das Mädchen interessiert sich und träumt von dem „Kinderkriegen", also von dem Mutterwerden, während der Knabe davon träumt, „Vater zu sein". Sexuelle Differenzierung der Psyche der beiden Geschlechter unter Betonung der Wörter „Kind kriegen", id est Begriff der Schwangerschaft, und beim Knaben dementsprechend die Vorstellung „Vater zu sein", id est „väterliche Gewalt" haben. Denken Sie an die „Lebenslinie" nach Alfred Adler. Einordnung der Idee der Elternschaft in die Lebenslinie.

Daraus resultierende Minderwertigkeitsgefühle. Das Ressentiment als Ursprung der Zweckneurosen und der Abwehrneurosen. Bedeutung der Hyperkompensation für nicht ermöglichte Schwangerschaften.

Erzwungene oder entstandene Sterilität mit ihren schrecklichen Wirkungen auf die Frauen, die einen starken Mütterlichkeitstrieb haben.

Die Bedeutung der Schwangerschaft in Träumen.

Mutterleibsphantasien und -träume.

Symbole der Geburt.

Ich erinnere Sie an das Buch von Rank: „Das Trauma der Geburt".

Bedeutung der wieder schwangeren Mutter für das psychische Leben der bereits heranwachsenden Kinder. Verschiedene Einwirkung auf die Töchter und Söhne dabei. Möglichkeit der Mißachtung der Mutter. Beste Gelegenheit hier zu der Aufklärung der Kinder und zu der Gründung einer richtigen Sexualethik.

Bei ungenügendem Verständnis seitens der Kinder wie bei ausbleibender Aussprache entstehen die sonderbarsten Vorstellungen über Sexualvorgänge und Schwangerschaft bei den heranwachsenden Kindern. Identifizierung mit der Mutter, mit dem Vater, mit dem Fötus. Ablehnung der beobachteten Tatsache, Verdrängung.

Dabei kommt es nicht selten bei den Kindern zu neurotischen Erscheinungen.

Psychische Auswirkungen einer erwünschten oder unerwünschten Schwangerschaft. Gewissermaßen gehört hierher das ganze Abortusproblem.

Sonderbare Stellung der weiblichen Psyche zu dem Fötus, je nach dessen Alter. Erwachen der Mütterlichkeit oft erst in sehr späten Schwangerschaftsmonaten.

Vereinzelt Wertung eines Fötus von wenigen Wochen als gleichwertiges Kind.

Psychische Stellung der Frauen zu den durch Abortus verlorengegangenen Schwangerschaften, respektive Kindern.

Spätere psychische Konflikte wegen vorgenommener Fruchtabtreibung innerhalb einer Ehe. Verschiedene Stellungnahme von Mann und Frau.

Psychische Bedeutung von abortierten Fötussen bei später eingetretener Sterilität oder Kinderlosigkeit nach dem Tode des früher vorhandenen Kindes.

Psychische Erscheinungen bei Frauen, deren Töchter bereits geschlechtsreif sind, deren Töchter gravid oder steril sind. Dabei kann es durch Einfühlen in den schwangeren Zustand der Töchter bis zu körper-

lichen Schwangerschaftserscheinungen bei der Großmutter führen, Laktation, Wehenschmerzen usw.

Das ganze Riesenkapitel der eingebildeten Schwangerschaft gehört hierher.

Rolle der Vorstellung einer Geburt und Rolle der Geburtserinnerung für die psychische Entstehung mancher Dysmenorrhöe.

Psychologische Erklärungsmöglichkeiten vieler Volksbräuche und Äußerungen des Aberglaubens, die mit der Schwangerschaft so besonders eng verbunden sind.

Psychologische Wurzeln des „Versehens", der Telegonie, der Puerikultur.

Denken Sie nur an Goethes Wahlverwandtschaften.

Und nun einen kühnen Sprung hinüber. Denken Sie an die unzähligen und unendlichen psychischen Konflikte bei Schwangerschaften, die durch Ehebruch entstanden sind. Denken Sie an die unehelich Geschwängerte, an das ganze Problem der ledigen Mutter. Denken Sie an die oft das ganze Leben bestimmende Tatsache der unehelichen Geburt für das heranwachsende Kind.

Bedeutung der Psyche für körperliche Erscheinungen während der Schwangerschaft.

Immer wieder ist es den Ärzten aufgefallen, daß bei den Naturvölkern die Schwangerschaft und Geburt viel leichter verläuft als bei den Kulturvölkern. Und immer wieder zeigt es sich, daß bei der psychisch meist einfacher organisierten ländlichen Bevölkerung ebenfalls von Schwangerschaftsbeschwerden nicht soviel geredet wird als bei der Stadtbevölkerung. Weiters sehen und hören wir bei der klinischen Dienstleistung in Frauenambulanzen und letzten Endes in den Gebäranstalten viel weniger von den nervösen Beschwerden und psychischen Alterationszuständen als in der Privatpraxis. Dabei müssen wir außerdem noch bedenken, daß von einer Hygiene und besonderen Berücksichtigung der schwangeren Frauen, von einer sachgemäßen Hilfe bei der Geburt bei den Naturvölkern nur sehr wenig zu sehen ist, bei der ländlichen Bevölkerung fast noch weniger.

Die Statistik zeigt uns, daß die Geburten bei unserer in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung in einem viel höherem Prozentsatz pathologisch verlaufen als bei der städtischen Bevölkerung, daß vor allem das enge Becken am Land offenbar als Folge von schwerer körperlicher Arbeit in den Jahren des Wachstums viel häufiger vorkommt als bei den Stadtbewohnern. Am Lande wird nicht nur bei pathologischen Kindeslagen und bei anderen Geburtsschwierigkeiten viel häufiger das Kind tot geboren, es sterben auch in den ersten Lebensjahren viel mehr Kinder als in der Stadt. Sachgemäße Hilfe durch Hebammen und Ärzte ist am Lande viel seltener als in der Stadt. Und doch wird von den Frauen am Lande all dies viel ruhiger ertragen als die ähnlichen Schäden und Gefahren von der städtischen Bevölkerung. Trotz der auch schon in ländlichen Kreisen überhandnehmenden Schwangerschaftsverhütung und Schwangerschaftsunterbrechung ist die Kinderzeugung am Lande doch noch eine viel lebhaftere als in der Stadt. Die Erklärung für all diese scheinbaren Widersprüche liegt eben darin, daß bei der Stadtbevölkerung, bei arm und reich, allgemein gesprochen, nervöse Momente eine viel größere Rolle spielen. Das, was der Volksmund nervöse Beschwerden nennt, sind aber größtenteils körperliche Erscheinungen und lästige Äußerungen der Psyche, einer Psyche, die irgendwie in Not ist, die sich in einem Kampfe befindet, der sich meist nicht nur auf seelischen Gebieten, sondern auch auf dem sich darbietenden Kriegsschauplatz des Körpers abspielt.

Sehen Sie, ich will mich bemühen, möglichst abseits aller Theorien, gewissermaßen als naiver Praktiker zu sprechen.

Ich habe nämlich die recht altmodische Überzeugung, daß all das, was uns die moderne Seelenforschung gelehrt hat, z. B. auch die Psychogenese und Psychotherapie, körperliche Symptome, die letzten Erkenntnisse der Psychoanalyse und der Individualpsychologie, nicht absolut neue Sachen sind. Auf keinen Fall stellen sie, wie es jetzt manchmal scheinen mag, den letzten und feinsten Schliff der ärztlichen Kunst dar.

Wittels unterscheidet außerordentlich treffend zwischen einer „zudeckenden" und „aufdeckenden Psychotheraphie". Die Psychoanalyse steht daher in schroffem Gegensatz zu allen anderen „zudeckenden Psychotherapien". Für die gynäkologische Praxis kommen wir meist mit den zudeckenden Methoden aus. Allerdings stelle ich die Forderung, daß jeder Arzt, der sich bewußt mit Psychotherapie abgibt, sich genauestens mit der Freudschen Psychoanalyse bekannt gemacht habe. Dadurch muß sich jedenfalls seine Einsicht in die inneren Zusammenhänge sosehr vertiefen, daß er gewissermaßen, ohne daran später zu denken, sich in den meisten Fällen rasch einen Zugang zu dem Seelenmechanismus des Patienten eröffnet. Den leidenden Frauen aber alle ihre seelischen Zusammenhänge aufzuklären, halte ich weder für möglich noch auch für wünschenswert. Der derzeitige Mangel an dauernder Beschäftigung in der ärztlichen Praxis dürfte zwar manchenorts die so unendlich zeitraubende Hingabe an die Psychoanalyse erleichtern, ist jedoch gewiß kein wünschenswertes Ziel, weder für die Ärzteschaft noch für die kranken Frauen. Gar mit ungenügender Sachkenntnis an eine Psychoanalyse heranzugehen, wie es leider noch immer manchmal geschieht, widerspricht jeder menschlichen und ärztlichen Ethik. Seien Sie, meine jüngeren Kommilitonen, dringendst gewarnt vor jeder Form der psychischen Indiskretion. Freud selbst warnt immer wieder vor psychoanalytischen Versuchen ungeeigneter Personen und verlangt z. B., daß jeder Psychoanalyse treibende Arzt sich zuvor selbst analysieren läßt, wodurch schon allein nur mehr sehr wenig Ärzte übrig bleiben können.

Warme Worte der Warnung hören wir auch von Walthard, Jaschke, Abraham, Bumke („Der Arzt als Ursache seelischer Störungen"), Liegner und anderen mehr.

Sie waren vielmehr nach meiner Überzeugung immer schon die Voraussetzung jeder ärztlichen Kunst überhaupt. Ich sage ärztliche Kunst, wobei ich natürlich nicht das rein Handwerkliche des Berufes meine. Es war ein sonderbarer und unendlich fruchtbarer Umweg, den die offizielle Medizin an der Hand der kalten Wissenschaftlichkeit gemacht hat, bis sie jetzt wieder zur Erkenntnis der Einheit von Krankheit und Patient gelangt ist, zu der Erkenntnis der untrennbaren Einheit von Seele und Körper. Das, was Ihnen vielleicht wie eine stolze Entdeckung erscheint, war ein Schatz, der fast 100 Jahre lang von der offiziellen Wissenschaft vielfach verkannt wurde und sonderbarerweise in den Händen der sogenannten Scharlatane und Kurpfuscher seine besten Wirkungen immer erwies. Aber, meine Damen und Herren, der wirklich gute Arzt war immer und zu jeder Zeit, vor 30 Jahren genau so wie vor 3000 Jahren, gleichzeitig ein Seelenarzt, ein Seelenkenner. Zeitweise war es vielleicht auch den Besten ihres Zeichens nicht ganz bewußt. Und vor allem muß ich es immer wieder betonen, daß jeder Frauenarzt, der seinen Patientinnen wirklich geholfen hat, eben gleichzeitig ein Seelenkenner gewesen ist. Es ist nämlich gewiß kein Zufall, daß gerade die wichtigsten Einblicke in den Mechanismus der Seele immer wieder an Frauen, sagen wir es mit einer dankbaren und ehrfurchtsvollen Verbeugung, an den leidenden Frauen gewonnen wurden. Bis zu einem hohen Grade ist es dem Manne immer noch leichter möglich, sein äußeres Leben nach seinen eigenen Wünschen einzurichten, seinen Trieben weiteren Spielraum zu gönnen, seinen Eros eher zu Wort kommen zu lassen, als dies alles dem Weibe möglich ist. Die Begriffe Hemmung, Verdrängung, psychisches Äquivalent, unbewußtes Weiterwirken

verdrängter Wünsche, die verschiedensten Arten der psychischen Identifizierungen, das dauernde Leben in der Unwirklichkeit von Symbolen, Ersatzhandlungen und ähnlichem waren immer Eigentümlichkeiten, die der weiblichen Psyche näherstanden als der männlichen. Kultur und Gesittung, Erziehung und der Zwang des tätigen Lebens haben beim Manne den Zusammenhang zwischen Psyche, Intellekt und Physis weitgehend gelockert. Der Weg heißt Wissen, Selbsterkenntnis, Beherrschung des eigenen Temperaments. Die Frau hat sich einen viel innigeren Zusammenhang von Körper und Seele bewahrt. Das gegenseitige Beeinflussen von Körper und Seele liegt der weiblichen Natur viel mehr als der männlichen. Körperliche Auswirkungen seelischer Bewegungen sind bei der Frau viel häufiger und natürlicher als beim Manne.

Nietzsche sagt: „Alles beim Weibe ist ein Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft."

Wenigstens das Sexualleben der Frau ist nur zu verstehen, wenn man die Möglichkeit der Schwangerschaft dabei nie aus dem Auge verliert.

Wo stoßen wir also bei einer noch so rein spezialistisch getriebenen Geburtshilfe auf psychogene körperliche Symptome?

Hier ist nun vor allem zu sagen, daß es gewiß verfehlt wäre, sich rasch zu entschließen, einzelne Symptome der Schwangerschaft, z. B. das zu häufige Erbrechen, vorwiegend als psychogen erklären zu wollen. Wir wissen ja trotz so unendlich viel aufgewendeter Mühe eigentlich erst sehr wenig über die Veränderungen, die sich auch im gesunden weiblichen Körper während der Schwangerschaft abspielen. Stoffwechseluntersuchungen, Grundumsatzbestimmungen, serologische Forschungen und ähnliches lehren uns noch alle Tage neue Details. Bisher hat die exakte, ausschließlich somatische Forschung immer wieder gezeigt, daß jede neue Erkenntnis nur wieder neue, bis dahin noch gar nicht vorhandene Fragen aufgeworfen hat. Ehe wir ein Symptom oder, allgemein gesprochen, irgendein körperliches Geschehen als psychisch bedingt ansprechen dürfen, müssen wir erst seine rein somatischen Bindungen aufs genaueste erforscht haben. So wie wir heute vieles schon wieder auf Rechnung der Seele setzen, was verschärfter Einblick doch als körperlich bedingt anerkennt, kann es uns ganz leicht passieren, daß wir wieder einmal in die Lage kommen werden, zwischen Körper und Seele gar nicht mehr so genau unterscheiden zu können. Übertreibungen nach beiden Richtungen bestehen jetzt gleichzeitig. Das Erbrechen der Schwangeren zum Beispiel ist gewiß in sehr vielen Fällen rein körperlich bedingt. Nicht einmal das Schwinden eines körperlichen Symptoms nach einer durchgeführten Psychotherapie spricht unbedingt für die Psychogenese der Erscheinung. Derartige Rückschlüsse nach beiden Richtungen sind durchaus nicht zwingend. Immerhin ist zuzugeben, daß auch die Emesis oder Hyperemesis gravidarum eine psychische Wurzel haben kann, wie das auch E. H. Müller und August Mayer betonen. Nach der allgemeinen Laienmeinung gehören Üblichkeit und Erbrechen zu den ersten selbstverständlichen Zeichen einer Gravidität. Darum wartet die jungverheiratete Frau nach Ausbleiben der Periode mit Spannung auf das Erbrechen als weiteres Zeichen ihrer Wunscherfüllung oder ihrer begründeten Angst. Man kann da fast von einer Massensuggestion reden, die im Einzelfalle zur Autosuggestion führt. Oft liegt dem Erbrechen ein unlustbetonter Affekt zugrunde. Bekannt sind die Fälle, wo Frauen auch bei vollständig harmonischer Ehe nach jedem Geschlechtsverkehr erbrechen müssen. August Mayer denkt dabei an eine sogenannte negative Phase. Es handelt sich da wahrscheinlich bereits um Formen der Angst vor der Schwangerschaft. Zu Beginn des geschlechtlichen Lebens kommt es auch besonders durch gegenseitige Ungeschicklichkeiten außerordentlich leicht zu Ekelempfindungen, die sich auf diese Weise äußern können. Ungenügende

Rücksicht des Gatten auf die ganz zentrale Wertung der Schwangerschaft und auch nur der Schwangerschaftsmöglichkeit von seiten der Frau kann zu einer gewissen Unzufriedenheit der Frau mit ihrem Partner führen, die zu Ekelempfindungen hinüberleitet. Bei der Furcht vor erfolgter Schwängerung kann sich der Wunsch, den Samen nicht im Körper zurückzubehalten, im Körper auch so äußern, daß eben etwas anderes symbolisch ausgestoßen wird, was nun wieder am leichtesten der Mageninhalt ist. Bei nicht wenigen Fällen von Hyperemesis gelingt eine Einschränkung dieses Symptoms dadurch, daß man jeden sexuellen Reiz vollständig ausschließt. Es ist oft bezeichnend, daß das Erbrechen der Schwangeren, wenn es wirklich psychogen ist, sich fast nur in Anwesenheit anderer Personen abspielt; speziell in Anwesenheit solcher Personen, die dadurch einen gewissen Respekt vor der Tatsache der Gravidität oder wenigstens vor der geschwängerten Frau bekommen sollten, die früher darauf zu wenig Rücksicht genommen haben. Nach meiner Erfahrung muß diese andere Person durchaus nicht immer der Ehemann sein. In zwei Fällen z. B. war es mir nicht möglich, herauszubringen, für wen eigentlich dieses Signal von seiten der Frau produziert wurde. Aber auch in diesen beiden Fällen hörte die Hyperemesis nach Unterbringung der Frau in eine Anstalt sehr rasch vollständig auf. Gar nicht selten genügt die entsprechende Aufklärung des Ehemannes und der übrigen Umgebung sowie die dadurch resultierende erhöhte Rücksichtnahme, um das Erbrechen ehestens im Zaume zu halten. Anders liegt es natürlich wieder, wenn das Erbrechen für den Arzt selbst bestimmt ist. Auch hier sind zwei Fälle möglich. Einmal beobachtete ich den Fall, daß der Arzt tatsächlich auf die Frau wie ein Brechmittel wirkte. Zweimal aber hätte das Erbrechen mich dazu bewegen sollen, einen Abortus einzuleiten, für den sonst gar keine andere Begründung zu finden war. In beiden von diesen Fällen erreichte ich durch die rücksichtslose Aufklärung und unbedingte Versicherung, daß dieses Ziel absolut nicht erreicht werden kann, das Aufhören des Erbrechens. August Mayer erwähnt auch den Fall, daß eine Frau durch ausschließlichen Wunsch eines bestimmten Geschlechtes bei dem Kinde sich in eine feindliche Stellung zu dem Fötus hineingearbeitet habe. Ein Hinweis für die leichte Möglichkeit der Psychogenese des Erbrechens liegt auch darin, daß Frauen oder Mädchen, die ihre Schwangerschaft unbedingt verheimlichen müssen oder ein überwiegendes Interesse haben, trotz bestehender Schwangerschaft und wirklicher Üblichkeiten gesellschaftsfähig oder bei der Arbeit für den Parteienverkehr tauglich zu bleiben, fast nie das Symptom des Erbrechens zeigen. Ebenso ist mir ein Fall bekannt, wo eine Frau mit schwerster Spitzenaffektion so lange eine Hyperemesis zeigte, bis Röntgenbefund und Attest des Lungenspezialisten die unbedingte Notwendigkeit der Schwangerschaftsunterbrechung sichergestellt hatten. Von diesem Moment an hat sie nicht ein einziges Mal mehr erbrochen. Schwab und August Mayer berichten über ähnliche Befunde, und auch die Tatsache, daß unter den unehelich Graviden, die sozial niedriger Stehenden, mit wenig Intelligenz und weniger Verantwortungsgefühl seltener erbrechen, weil sie das uneheliche Kind nicht so schwer nehmen.

E. Frey hat kürzlich in einem sehr interessanten Artikel über die Bedeutung der chemisch-physikalischen Blutveränderungen und der Blutzuckerbelastungskurve im weiblichen Organismus in und außerhalb der Gestation die Hyperemesis gravidarum näher behandelt. In der Schwangerschaft tritt bei der künstlichen Inanition viel früher eine Störung im intermediären Stoffwechsel auf, die zur Hungeracidosis führt, als bei Nichtgraviden. Die Veränderungen in der Inanition sind gleichsinnig, wie sie bei der Hyperemesis beobachtet werden, und erlauben den Schluß, daß die Emesis das Primäre und die Toxämie nur die Begleit- und Folgeerscheinung der Inanition darstellt. Das Pathologische, weil das Primäre,

bei der Hyperemesis sind demnach nicht Kohlehydratmangel noch giftige Stoffwechselprodukte von Fötus oder Plazenta, sondern die psychogene Verstärkung des physiologischen Brechreizes Schwangerer. Die Hyperemesis ohne Toxaemie und die Hyperemesis mit Toxaemie sind nur verschiedene Zustandsbilder ein und derselben Krankheit, welche zeitlich aufeinanderfolgen und fließend ineinander übergehen, je nachdem das Erbrechen zu einem höheren Grade der Inanition geführt hat oder nicht. Auch Frey betont, daß zur rationellen Behandlung die klinische Isolation notwendig ist. Nach Ausschluß einer organischen Erkrankung sei die Psychotherapie am Platze, da dann die Hyperemesis im Grunde ihres Wesens eine Situationsneurose ist.

Immerhin muß ich sagen, daß das Erbrechen noch eines der am leichtesten zu erklärenden Schwangerschaftssymptome ist, da es fast den Typus einer rein funktionellen Störung darstellt und nur wenig nachweisbare anatomische Voraussetzungen hat.

Sehr interessante Ausführungen über die Psychotherapie bei Schwangerschaftsbeschwerden verdanken wir Braun in Breslau; einige Bemerkungen zu der Frage der Behandlung der Hyperemesis gravidarum mittels Hypnose finden wir auch bei Kleemann, der über fast 100% Heilerfolge dabei berichtet und die Hypnose als Methode der Wahl bei der Hyperemesisbehandlung bezeichnet. Ludwig Fraenkel betont dieser vielleicht allzu weitgehenden Forderung gegenüber, daß er doch manchen Fall gesehen habe, bei dem trotz Psychoanalyse, die ja in diesen Fällen meistens nicht schwer sei und meistens Unlustgefühle über die Schwangerschaft speziell aus sozialen Gründen aufdecke, trotz Wach- und Schlafsuggestion durch erfahrene Ärzte doch keine Besserung eintrat, obwohl sie keineswegs den Eindruck primärer Toxikosen gemacht hätten. Durch höchste Abmagerung und Auftreten von Ikterus habe Fraenkel, nach Versagen aller anderen Therapien, ab und zu sogar zur Unterbrechung der Schwangerschaft schreiten müssen.

Viel schwieriger sind jene Symptome zu deuten, die sich fast vollständig aus körperlichen Erscheinungen zusammensetzen. Ich habe mir einmal erlaubt, in einer Monographie über die eingebildete Schwangerschaft diesem Gedanken weiter nachzugehen. In diesen Fällen können körperliche Veränderungen oder doch wenigstens Funktionsänderungen im Körper das Primäre sein. Anderseits können aber auch rein psychische Momente zu Funktionsänderungen der körperlichen Organe, besonders der Blutdrüsen, Symptome hervorrufen, für die wir eine rein materielle Ursache nicht auffinden können. Für unsere Untersuchungen von Interesse ist auch die Tatsache, daß manchmal die sichere Unterscheidung zwischen tatsächlich vorhandener, wirklich eingebildeter und absichtlich vorgetäuschter Schwangerschaft in den ersten Monaten kaum möglich ist.

An der Hand eines besonders merkwürdigen Falles von eingebildeter Schwangerschaft will ich Ihnen über die dabei aufgetretenen Fragen einiges erzählen. Wenn nämlich ohne wirklich bestehende Schwangerschaft die Symptome derselben in einer solchen Häufung auftreten, daß die Täuschung nicht nur der betreffenden Frau, sondern auch der Ärzte und ganzen Umgebung durch viele Monate möglich ist, so müssen wir doch sagen, daß die Ursachen des Schwangerschaftswahnes und die Ursachen für die körperlichen Veränderungen doch irgendwo ganz knapp beieinander liegen müssen und uns nicht anders erklärlich sind, als durch das noch teilweise so rätselhafte Zusammenspiel von Psyche und Körper, wie es hier eben in Diskussion steht.

Es handelte sich also um eine 23jährige mosaische Frau, die eigentlich immer gesund war. Seit vier Jahren ist sie steril verheiratet. Im August 1913 blieb die Periode plötzlich aus. Angeblich Beginn einer Gravidität. Die Dame hat nur einmal erbrochen, nahm rasch an Körpergewicht zu. Im Oktober durch vier Tage eine besonders heftige Blutung. Eine Hebamme konstatierte Schwanger-

schaft mit drohendem Abortus und nahm Vorschuß auf die Entbindung. Seither keine Blutungen, keine Störungen des Allgemeinbefindens, bedeutende Körperzunahme, erschwertes Gehen, Wachstum der Brüste. Später wird über Kindesbewegungen berichtet. Patientin war überglücklich, zog Umstandkleidung an, bekam immer mehr und mehr das Aussehen einer hochschwangeren Frau mit typischem Gang und entsprechender Physiognomie. Im Hause war alles für die Geburt hergerichtet worden. Am 16. April 1914 kommt Patientin mit der Frage, wann denn eigentlich die Geburt zu erwarten sei und warum sie keine Kindesbewegungen mehr spüre. Ich fand nach mühevoller Überwindung des Bauchdeckenwiderstandes, hinter vielem Fett und Meteorismus, einen ganz kleinen anteflektierten, gut beweglichen Uterus. Das äußere Genitale bot durchaus nicht die Zeichen einer bestehenden Gravidität am Ende der Zeit. Sonst aber war das Bild eigentlich vollständig. Striae am Bauch und den Oberschenkeln, starke Pigmentierung der linea alba, typisches Chloasma im Gesicht, die Nase plump und prominent, das Kinn dick und stark vorspringend, die Zunge schwer. Die Brüste waren bedeutend gewachsen. Die Warzenhöfe waren viel pigmentreicher als dies bei der blonden Frau zu erwarten war, auf Druck entleerte sich reichlich wässerige, leicht getrübte Flüssigkeit.

Als ich den Irrtum der Frau erkannt hatte, traute ich mich nicht, ihr dies sofort mitzuteilen. Ich zeigte sie noch dem damals an der Poliklinik arbeitenden Professor Ludwig v. F r a n k l - H o c h w a r t, den ich übrigens immer für einen der allerbesten Seelenkenner gehalten habe. Außer einem leichten Hyperthyreoidismus war an der Frau neurologisch gar nichts Besonderes zu finden, vor allem keine Zeichen einer Hysterie. Mit möglichster Schonung suchten wir der Frau zu beweisen, daß sie nicht gravid sei. Endlich glaubte sie uns und ging weinend nach Hause. Wir baten sie, am nächsten Tage wiederzukommen, da wir sie noch mehreren Ärzten zeigen wollten und photographische Aufnahmen außerdem vorhatten. Nun kam aber die zweite Überraschung für uns, denn nach zwei Tagen kam die Frau wieder, war aber nicht wiederzuerkennen, weil die am Körper früher sichtbaren Schwangerschaftszeichen fast gänzlich geschwunden waren. Nach zehn Tagen war außer einer mittelstarken Fettsucht und sehr geringem Hyperthyreoidismus bei der Frau nichts mehr von dem früheren Bilde zu sehen. Ein derartig rasches Schwinden von Schwangerschaftssymptomen habe ich nach Geburten nie gesehen.

Einige Worte über den psychischen E n t s t e h u n g s m e c h a n i s m u s in diesem Falle. Der Gatte ist wohlhabend, 48 Jahre alt, Diabetiker, sehr abgelebt, und schwerer Neurastheniker. Das Ehepaar wünschte sich sehnlichst ein Kind. Dieser Wunsch und das Naturell des Gatten führten zu einem exzessiven Sexualabusus, der infolge einer unüberwindlichen Ejaculatio praecox des Mannes zu verschiedenen perversen Praktiken führte. Die Frau war dadurch sehr heruntergekommen, ihre Menstruationsblutungen bedeutend verstärkt. Plötzlich blieb die Periode aus.

Zu bemerken ist noch, daß G e n i t a l b l u t u n g e n z u B e g i n n einer sogenannten eingebildeten Schwangerschaft recht häufig erzählt werden. Dies sind nun entweder noch Menstruationen oder vielleicht die äußeren Zeichen eines kompletten A b o r t u s. Gewöhnlich werden sie nur als drohender Abortus aufgefaßt und helfen dann ihrerseits durch die neue Sorge das weitere Wahngebäude eher noch stützen. Es sind leider noch gar keine Fälle bekannt, in denen genügende Untersuchungen an den Ovarien, speziell am Corpus luteum und an der Uterusmukosa, vorgenommen worden sind, die vielleicht in einzelnen Fällen, in denen sich eine eingebildete Schwangerschaft an eine durch einen nichterkannten Abortus beendete wirkliche Schwangerschaft angeschlossen war, uns zeigen könnten, daß es sich dabei um eine Persistenz von ovariellen Schwangerschaftsreaktionen handeln könnte. Ich glaube, daß dieser Entstehungsmodus nicht gar so selten sein dürfte.

Bei diesem Zusammentreffen wäre natürlich die Schwangerschaftseinbildung die Folge von organischen Veränderungen, gleichzeitig aber auch wieder ihrerseits der Grund dafür, daß von den veränderten Organen ausströmende Impulse zur Produktion weiterer Schwangerschaftszeichen von den sekundären Erfolgsorganen gewissermaßen williger in Erscheinung gesetzt werden. Sie sehen also, wie verwickelt das Getriebe in solchen Fällen ist. Die Aufklärung derartiger Bilder bezeichnen wir als Strukturanalyse.

Modernere Forschungen haben uns gezeigt, daß vor allem die Schwangerschaftsveränderungen der Blutdrüsen es sind, die an der Körperoberfläche die sichtbaren Schwangerschaftsveränderungen erklären können. Solche Symptome, die auf die Nebennieren hindeuten, sind z. B. Pigmentierungen, Speichelfluß, Mattigkeit, Obstipation, Gefühl der Schwere im Leib und Kreuzschmerzen. Das Chloasma kommt ebenso bei Nebennierenstörungen wie bei mangelhafter Ovarialtätigkeit, z. B. während der Gravidität, im Klimakterium, nach Kastrationen vor. Veränderungen an der Schilddrüse sowohl beim Morbus Basedowii wie auch bei dem Gegenbild, bei dem Hypothyreoidismus, führen zu abnormen Pigmentierungen und Pigmentwanderungen. Die Ovarialunterfunktion führt unter Umständen auch zu hyperämischen und hypertrophischen Zuständen in den Nebennieren, ganz besonders, wenn noch dazu gleichzeitig die Hypophyse lebhafter funktioniert. Hypertrophien der Mamma und das Auftreten von Colostrum kommen ebenfalls bei den verschiedensten Störungen des Blutdrüsensystems vor und sind allein natürlich für eine Schwangerschaft durchaus nicht bezeichnend.

Wie bei der eingebildeten Schwangerschaft, so kann es auch bei rein psychischen Erregungszuständen zu einer Art Sekretion aus der Brustdrüse kommen. Ich beobachtete eine junge Frau, bei der es während des dritten Monats ihrer ersten Schwangerschaft durch Untreue und Lieblosigkeit des Gatten zu schweren psychischen Erschütterungen kam, die die Frau mehrere Tage hindurch an Selbstmord denken ließen. Sie kam zu mir, weil sie durch das Verhalten ihrer Brüste beunruhigt wurde. Während dieser Tage nahmen beide Brüste rasch an Volumen und Härte zu, verursachten Schmerzen und sonderten nach zwei Tagen der fast unerträglichen Spannung reichlich seröse Flüssigkeit ab. Ich vermutete eingetretenen Fruchttod, verschwieg dies aber der Patientin, um ihre große Aufregung nicht noch unnötig zu steigern. Die etwas mystisch und religiös veranlagte Dame fragte mich, ob dies ein Zeichen von ihrem Kinde oder von Gott sei. Ich benutzte diese Stimmung, um ihr die Ergebung in ihr Schicksal zu erleichtern, war aber nach einigen Tagen sehr erfreut, als nach Beruhigung der Patientin die quälenden Brustsymptome vollständig verschwunden waren und kein Abortus eingetreten war. Die Schwangerschaft wurde auch normal ausgetragen. Trotzdem könnte ich es mir sehr wohl vorstellen, daß dieser Sekretionsimpuls in der Mamma nicht nur auf rein psychischem oder nervösem Weg, sondern eventuell doch auch durch eine, wenn auch noch reparable Schädigung im Eiwachstum ausgelöst worden sei[1]).

Fast alle Fälle von eingebildeter Schwangerschaft verlaufen unter einer vermehrten Affektivität, unter einer Affektivität, die auch im Verhältnis zu der an und für sich bei jeder Schwangerschaft erhöhten Affektivität noch immer als eine ganz exorbitante zu bezeichnen ist. Wie sehr die Affekte die Tätigkeiten der Blutdrüsen, ganz besonders aber auch aller anderen Organe mit Sekretion, beeinflussen können, haben Sie ja hier in dem schönen Vortrage vom Kollegen Kauders bereits ausführlich gehört.

Sehr instruktiv und gewissermaßen ein Muster für ähnliche Fälle ist die Krankengeschichte folgender Frau, über die S. L. Lützenkirchen berichtet:

[1]) Vergleiche den Artikel von W. Weimann: Über abnorme Milchsekretion der Brustdrüse bei Psychosen.

Im vierten Monat der zweiten Gravidität trat infolge einer schweren psychischen Depression eine endokrine Störung auf, die am ehesten als Dystrophia adiposo-genitalis bezeichnet werden könnte. Kopfschmerz, Polydipsie und Polyurie, Aufhören der Libido und dauernde Gewichtszunahme. Nach der Geburt Stillfähigkeit nur durch drei Tage, während die Frau nach der ersten Geburt sechs Monate gestillt hatte. Vollkommene Zession der Periode, Atrophie der Genitalien. Flüssigkeitsaufnahme pro Tag bis zu 20 Litern. Körpergewichtszunahme bis auf zwei Zentner 18 Pfund. Dieser Zustand blieb 2½ Jahre bestehen. Für die ätiologische Deutung desselben ist charakteristisch, daß er sich änderte, als die psychische Depression schwand und die Kranke in einer neuen Ehe normalen Lebensbedingungen unterworfen wurde. Die Menses kehrten wieder, eine neue Gravidität trat ein, das Körpergewicht nahm während dieser Schwangerschaft um 58 Pfund ab, Durstgefühl und Polyurie hörten auf.

Dieser Fall findet seine Analogie in den Beobachtungen während des Krieges, z. B. über den Schreckbasedow bei Frontsoldaten, der Glykosurie bei frischverschütteten Militärpersonen; ebenso in den Beobachtungen von L i c h t w i t z: Über die endogene Adipositas beim weiblichen Geschlecht, die auch durch die psychische Belastung infolge der Kriegsereignisse erklärt wird. Ich erinnere auch an meine eigenen jahrelang fortgesetzten Studien über die Kriegsamenorrhöe. Jedenfalls muß eine sehr weitgehende Beeinflussung der Blutdrüsen durch stark affektbetonte Erlebnisse als möglich angenommen werden.

Wenn schon die Wirkung der Affekte auf die Drüsen (Tränen-, Speichel-, Magen- und Schweißdrüsen) eine alltägliche Erscheinung ist, so ist die Wirkung auf die Brustdrüse eine viel weniger anerkannte. Die bloße Vorstellung des Säugens soll nach Paul C o h n bei Schwangeren bereits zur M i l c h s e k r e t i o n führen können, ein Vorgang, der nach der bekannten Speichelsekretion auf bloße Vorstellung einer angenehm schmeckenden Speise viel von seinem Rätselhaften einbüßt. Bemerkenswert ist auch folgender Fall von D o m r i c h: Eine 48jährige, hysterische Frau, welche der sehr schweren E n t b i n d u n g i h r e r T o c h t e r beiwohnte, bekam wehenartige Schmerzen, Blutung aus der Gebärmutter, nach drei Tagen Milchfieber mit Anschwellen der Brüste und Absonderung einer milchartigen Flüssigkeit, welche nach sechs Tagen wieder verschwand.

C. L. S c h l e i c h hat zwei hysterische Frauen gesehen, welche ihre Brustwarzen auf K o m m a n d o b l u t e n lassen konnten.

Die von den Frauen mit eingebildeter Schwangerschaft gefühlten K i n d e s b e w e g u n g e n e r k l ä r e n sich meistens durch peristaltische Bewegungen des Darms und durch Ortsverschiebungen des verfetteten Netzes. Eine solche Frau zeigte mir die Kindesbewegungen, indem sie selbst leise über ihren Bauch strich, und bei der sich nun unter meiner tastenden Hand, der Frau unbewußt, Kontraktionen der Musculi recti abspielten.

Bezüglich der Zugehörigkeit zu einem b e s t i m m t e n K o n s t i t u t i o n s t y p u s konnte ich bei den Frauen mit eingebildeten Schwangerschaften zu keinem rechten Schlusse kommen. Ich sah asthenische Individuen, pyknische und intersexuelle. Ebenso waren alle Typen unter jenen Frauen vertreten, die bei wirklich bestehender Schwangerschaft besonders schwere Symptome, wie Erbrechen, Heißhunger, Hyperacidität, Hypertonie, Speichelfluß und ähnliches, zeigten. Aus derartigen Dingen gleich auf eine Minderwertigkeit der Frau zu schließen, ist nach meiner Überzeugung nicht gerechtfertigt; sind wir doch nur in den wenigsten Fällen imstande, den doch zugegebenen psychischen Wurzeln besonderer Beschwerden genügend nachzugehen. Zu psychischen Konflikten kommt es allerdings bei den asthenischen und intersexuellen Frauen eher als bei den pyknischen Frauen, bei der nach M a t h e s benannten prallen Jugendform.

Ich kann es hier nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß manche Autoren in der Annahme einer Psychogenese körperlicher Symptome vielleicht doch zu weit

gehen. Hier muß ich leider wieder auch C. L. Schleich erwähnen, der kindliche Herztöne bei eingebildeter Schwangerschaft deutlich gehört haben will. Fast humoristische Szenen können sich abspielen, wenn, wie es vorgekommen ist, sich der Arzt einbildet, daß eine bestimmte Patientin gravid sei, die es wirklich gar nicht ist. Dieser Arzt sah, tastete und hörte Symptome, die weder die Frau noch ich irgendwie feststellte. Schleich glaubt z. B., daß die von ihm gehörten kindlichen Herztöne ohne Anwesenheit eines kindlichen Herzens doch im Körper der hysterischen Frau wirklich geklungen haben. Er sagt wörtlich: „Die Phantasie öffnet hier völlig die Zugangskammern der Gewebe, sie regt die Überbildung der Teile an, sie befruchtet und schafft oder täuscht Geschwülste vor". Schleich glaubt also an eine Gewebsproduktion durch hysterischen Impuls. Hier liegen offensichtlich zwei metaphysische Probleme, das der Inkarnation und das des mediumistischen Schauens.

Fälle von wirklichen Geisteskrankheiten wollen wir hier ganz außer Spiel lassen.

Gerade der Artikel von S. A. Selitzky zeigte, wie schwer, ja manchmal unmöglich die Abgrenzung zwischen organischer und psychischer Erkrankung ist. Zerebropathie oder Psychopathia toxica gravidarum, das ist manchmal die unlösbare Frage. Zu den durch Dysfunktion bedingten Erkrankungen während der Schwangerschaft gehören auch solche des Nervensystems, das, wie alles andere Gewebe, auch auf die Schwangerschaft reagiert. Das von Siemerling zuerst beschriebene Krankheitsbild der Cerebropathia toxica gravidarum wurde von Selitzky in drei Fällen beobachtet. Die zerebralen Symptome stehen im Vordergrund, doch ist auch häufig das periphere Nervensystem ergriffen. Die Erkrankung kann in Begleitung einer Toxikose doch auch für sich auftreten. Die Hauptsymptome bilden Nausea, heftige Kopfschmerzen, Störungen des Sehvermögens, Gleichgültigkeit, Unruhe, Halluzinationen, Verwirrung, zusammenhangloses Sprechen, auch Herabsetzung des Empfindungsvermögens und Schmerzhaftigkeit der peripheren Nerven. Die einzuschlagende Therapie entspricht der der Schwangerschaftstoxikosen.

Ich wollte hier zeigen, wie allerdings viele Schwangerschaftssymptome neben der rein körperlichen Wurzel auch eine psychische Wurzel haben können und wie also die psychische Wurzel gewissermaßen den Anschluß an den somatischen Kausalnexus sucht und wahrscheinlich auf dem Wege über die Blutdrüsen auch leicht findet. Ich verhehle mir keineswegs, daß uns dabei sehr vieles noch recht wenig klar ist.

Im folgenden will ich versuchen, weit weg von aller Theorie, Ihnen nur einiges aus der Praxis zu erzählen, was für Sie, meine Damen und Herren, bei Ihren psychologischen Forschungen vielleicht von Interesse sein wird.

Es gibt z. B. einzelne Frauen, die nach einer stattgehabten geschlechtlichen Vereinigung sofort fest überzeugt sind, befruchtet worden zu sein. Manchmal stimmt das nun wirklich. Der Arzt kann die Diagnose der beginnenden Gravidität vor der dritten Schwangerschaftswoche kaum jemals mit Bestimmtheit stellen. Auch in der dritten Woche müssen es schon ganz besondere günstige Umstände sein, die auch nur eine Wahrscheinlichkeitsdiagnose erlauben. Auch die serologischen Untersuchungsmethoden geben in so frühen Zeiten noch keine brauchbaren Resultate. Wir stehen hier eigentlich vor einem Rätsel. Manchmal erklärt die Frau ihre Überzeugung durch den Hinweis auf einen ungewöhnlich hohen Grad des beim Koitus empfundenen Orgasmus. Es sind mir jedoch zwei ganz sichere Fälle bekannt, wo kein Orgasmus eingetreten ist, die Frauen nach wenigen Stunden von der stattgehabten Befruchtung überzeugt waren und sonst trotz jahrelangen ehelichen Verkehrs nie diesen Verdacht überhaupt nur gehegt haben. In einem anderen Falle wurde mir von der Seite der Frau das besondere Verhalten des Mannes bei dem Akte als Grund für die später aufgetretene Über-

zeugung angegeben. In sehr, sehr vielen Fällen natürlich kommen Frauen zum Arzte in der Überzeugung, befruchtet worden zu sein, ohne daß dies stimmt. Man könnte also die ganze Frage mit dem Hinweis auf Zufälligkeit des Zusammentreffens übergehen. Ich glaube aber doch, daß es möglich ist, unmeßbare, unwägbare und auch noch ganz undefinierbare Veränderungen im Körper von dem Momente an anzunehmen, wo sich Samenfaden und Eichen wirklich vereinigt haben. Ich halte es durchaus nicht für unmöglich, daß diese Tatsache bald nachher den Frauen irgendwie zum Bewußtsein kommt. Die Sensibilität und psychische Reaktionsfähigkeit einzelner Frauen für all diese Dinge ist ja fast schrankenlos.

Es wäre ein Indealzustand, wenn man den Sexualverkehr mit beabsichtigter Befruchtung derart in seiner Hand haben könnte, daß wirkliche Zeugungen nur mit voller Absicht möglich sind. Damit wäre die wichtigste Voraussetzung dafür gegeben, daß sich beide Partner auf die Zeugung entsprechend vorbereiten könnten; dadurch wäre es möglich, das zu erreichen, was jedem Menschenpaar als das Höchste im Leben vorkommen müßte und bei edleren Menschen auch gewiß immer eine der erstesten Sorgen war: ich meine die psychische Beeinflussung des zu erzeugenden und gezeugten, aber noch nicht geborenen Kindes. Wir wissen aus alten Berichten, daß man dabei den Vater zwar außerordentlich vernachlässigt hat, daß man aber die Mutter seit jeher durch Vorstellungen und Schonung im täglichen Leben, also in negativer sowie positiver Richtung zu beeinflussen getrachtet hat. Die Angst vor dem bösen Blick, die Furcht vor dem sogenannten Verschauen führt sicher auf diese früher im größeren Ausmaße betriebene „Puerikultur" zurück. Nicht nur die seelische Vorbereitung des Elternpaares vor dem Akte, sondern speziell auch die seelische Verfassung während des Aktes und das Seelenleben der Frau während der ganzen Tragzeit wird als maßgebend bezeichnet. So soll z. B. das musikalische Genie eines Richard Wagner auf diese Weise entstanden sein. Bekannt ist Ihnen der berühmte Roman von Goethe: „Die Wahlverwandtschaften". Die naturwissenschaftliche Forschung hat sich dem Problem der Puerikultur sowie der Möglichkeit eines sogenannten Versehens, einer Telegonie, immer ablehnend gegenübergestellt. Das Studium dieser Dinge wird uns ja wahrscheinlich jetzt auch noch zu keinem Resultat führen. Vorkommnisse als unmöglich zu bezeichnen, die in dem Glauben fast aller Völker seit urdenklichen Zeiten verankert sind und die irgendwie auch in unserer eigenen Seele ein erschrecktes oder sehnsüchtiges Echo hervorrufen, halte ich jedoch geradezu nicht für naturwissenschaftlich und für den Ausflüß eines ganz unberechtigten Dünkels.

Bei der Beurteilung aller psychologischen Fragen, die mit der Schwangerschaft zusammenhängen, dürfen wir ein paar kardinale Unterschiede nie außer acht lassen. Diese wichtigsten Kriterien zum Verständnis der Frau dabei sind folgende:

Ist die Schwangerschaft erwünscht oder gefürchtet?

Ist das Zusammenleben der Erzeuger ein harmonisches oder nichtharmonisches?

Handelt es sich um die erste Schwangerschaft oder um eine spätere?

Anknüpfend an das, was ich oben über die Puerikultur gesagt habe, sind zum Verständnis der Frau noch ein paar Dinge notwendig, die ich Ihnen wieder fast nur aphoristisch vorbringen möchte. Fast jede Frau begeht insoferne eine höchst gefährliche Selbsttäuschung, als sie ihr noch ungezeugtes oder ungeborenes Kind gewissermaßen mit Idealen überladet und mithin von dem Kind meist Dinge verlangt, die es dann kaum oder nur recht mangelhaft leisten kann. Der edlere Typus der Frauen überladet auch sich selbst mit idealen Forderungen, denen sie später wieder nur in einem geringen Grade nachkommen kann. Diese Momente bedingen ein vermehrtes, vertieftes und dadurch oft

außerordentlich überreiztes Innenleben, das sich nun wieder in mehreren Typen nach außen kundgibt. Viele Frauen sind während der ganzen Schwangerschaft verträumt und in einem so innigen psychischen und geistigen Kontakt mit dem Ungeborenen, daß ihr Interessenkreis sich so kolossal einengt, daß kaum mehr der eigene Haushalt, der eigene Mann darin einen Platz findet. Andere Frauen sind in ihrer psychischen Einstellung am ehesten so zu charakterisieren, daß sie gleichsam die ganze Schwangerschaft wie einen protrahierten, höchst geistigen oder mystischen Sexualakt empfinden. Aus all diesen verschiedenen Einstellungen, die natürlich wieder nur bei höhergebildeten und besonders zart organisierten Frauen zu finden sind, resultiert natürlich eine enorme Verletzbarkeit des Seelenlebens, es resultiert die Möglichkeit zu fortwährenden Mißverständnissen mit dem Gatten und der ganzen Umwelt, es resultiert daraus die konstante Bereitschaft zu Affektausbrüchen, die für die daran Beteiligten oft ganz unverständlich sind. Ähnliche explosive Ausbrüche des Temperaments und der verdrängten Affekte kommen ja auch bei Männern, wenn auch gemäßigter und leichter zu durchschauen, vor, wenn das Berufsleben die Affekte und das Temperament dauernd niederhält und gerade das häusliche Leben die Möglichkeit bietet, solche Explosionen geduldiger zu ertragen.

Gar nicht wenige Frauen verlieren bald nach erkannter Schwängerung jegliche sexuelle Appetenz und bilden dann für den Mann die Veranlassung zu sehr schwierigen Situationen, da die körperlichen Reize der jugendlichen Erstgeschwängerten in den ersten vier bis fünf Monaten einen manchmal ganz unglaublichen und wirklich sinnbetörenden Aufschwung nehmen.

Andere Frauen wieder berichten über eine während der Schwangerschaft gesteigerte Libido und über die Möglichkeit, einen Orgasmus zu empfinden, wie er ihnen früher entweder vollständig oder wenigstens in dieser Intensität oft ganz versagt war. Bei ungenügender Kenntnis des Ehemannes mit diesen Dingen und bei der Tatsache, daß für viele Männer die gravid gewordene Frau und nicht selten auch jede überhaupt einmal ein Kind geborene Frau als Liebesobjekt eine verminderte oder gar keine Rolle mehr spielt, kommt es natürlich außerordentlich leicht zu den schwersten psychischen Konflikten.

Viele Minderwertigkeitsgefühle der Frau gehen auf die erste Schwangerschaft zurück. Diese komplexe Gefühlseinstellung des im Lebenskampfe Schwächeren gegen den Stärkeren nennen wir Ressentiment und ist eine vorwiegend weibliche Eigenschaft. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß der Ausspruch Ressentiment meines Wissens das erstemal von Nietzsche in der „Genealogie der Moral" gebraucht wurde. Nietzsche war ein typischer Schizothymiker. Das Ressentiment ist Ihnen ja allen als der Ursprung der Zweck- und Abwehr-Neurosen bekannt. Ich erinnere Sie an die so unendlich wichtigen Untersuchungen von Alfred Adler, aus denen wir vor allem wissen, wie das Ressentiment allmählich zu Überkompensationen führt, die sich psychisch, ganz allgemein gesprochen, dadurch äußern, daß die Frau immer höhere Anforderungen an ihre eigenen Leistungen stellt, daß diese manchmal maßlosen Anforderungen, allerdings zum Glück recht häufig, auch zu immer höheren Leistungen führen, aber auch sehr oft zu dem psychischen oder moralischen Zusammenbruch des Individuums. Bei Frau und Mann ist es aber förmlich gleichgültig, ob sich das Streben nach Überkompensation verwirklichen kann oder nicht, der innere Friede dieser Seele ist auf jeden Fall dauernd gestört. Ein Ausweg wird fast nur gefunden, wenn entweder die Transponierung der erkannten oder eingebildeten Mängel des seelischen Aufbaues auf die körperlichen Organe oder deren Funktionen gelingt, oder aber, wenn sich die Frau an der Hand ihrer gottlob geringeren Neigung zur Kritik in ein Traumleben hineinarbeiten kann, das dann mit der Wirklichkeit oft nur einen rein vegetativen Zusammenhang hat und natürlich für den Mann, die Kinder und die ganze Umgebung in den günstigsten Fällen

ein Rätsel ist, häufiger zu schweren Mißverständnissen und Konflikten führt, die ihrerseits wieder den ganzen Mechanismus von neuem in Gang setzen und verschärfen, noch viel häufiger und gewöhnlich auch als Zugabe zu Punkt 1 und 2 zur dauernden Geringschätzung der betreffenden Frau führt, die sie durchaus nicht verdient und deren erstes und ganz unentrinnbares Opfer sie ja selbst ist.

Für Sie, meine Damen und Herren, als praktische Ärzte möchte ich da einen leicht verständlichen Hinweis vorbringen. Klagt Ihnen eine Frau oder ihre Umgebung über besonders lästige Schwangerschaftsbeschwerden rein körperlicher Natur und haben Sie die somatischen Voraussetzungen dieser Beschwerden richtig erkannt, so legen Sie sich, bitte, die Frage vor, ob Ihnen die Situation so vorkommt, als ob diese körperlichen Erscheinungen nicht weniger als Symptome denn als Ausdruckserscheinungen imponieren. Mit den Begleiterscheinungen der Schwangerschaft werden Sie fast immer wieder fertig werden. Mit den Ausdruckserscheinungen, die ja im Wesen genau dieselben sind, werden Sie nur schwer und nur mit Hilfe einer vertieften psychologischen Kenntnis all dieser Dinge fertig werden. Von diesem Moment an sind nämlich die Aufgaben des Arztes vollständig andere. Sie haben nämlich jetzt die Aufgabe, herauszubringen, was diese Frau mit den so lästigen Symptomen ausdrücken will. Und da ist nun wieder zu sagen, daß ja gerade die Frau dies selbst nicht weiß. In leichten Fällen sind diese Ausdruckserscheinungen, alias alltägliche Begleiterscheinungen, sehr leicht zu deuten, wenn wir uns daran gewöhnt haben, alle Vorkommnisse auch symbolisch zu empfinden und zu deuten. Wie Sie ja schon in einem früheren Vortrag gehört haben, gibt es dafür förmliche Wörterbücher. Der Weg von dem Zeichen bis zu dem dahintersteckenden Symbol ist manchmal sehr, sehr weit, oft für nicht mit der Psychoanalyse vertraute Menschen ganz unglaubwürdig, ja sogar lächerlich. Ich muß auch zugeben, daß manche Deuter auf Grund ihrer eigenen, vielleicht skurrilen und nicht ganz normalen Einstellung zu Symboldeutungen gekommen sind, denen man beim besten Willen nicht mehr folgen kann.

Nicht selten führt der Weg der Zeichendeutung über ein Wortspiel, einen Gleichklang. Das Tertium comparationis zwischen anscheinend in der tiefsten Seele Verborgenem ist oft durch die Silhouette, durch die oberflächliche Kontur des Symbols gegeben. Wie beim mechanischen wiederholten Herlallen des charakteristischen Wortes, beim Vorbeihuschen und Verzerren von Schattenbildern manchmal just die Phantasie entfesselt wird, so führen oft unkontrollierbare und irgendwie naiv kindliche Wege zur richtigen Deutung. Der Skeptiker wird manchmal daran erinnert, wie die Geister bei spiritistischen Seancen sich so oft auffallend läppisch benehmen. Die Schule Alfred Adlers betont immer wieder, daß die Eigenart des Symbols recht nebensächlich ist und daß nur die Einstellung des neurotischen Symptoms in den Lebensplan des Individuums von Wichtigkeit ist.

In sehr einfachen Fällen ist aber auch der schwangeren Frau der eigene Wunsch, der Umgebung mit ihren Schwangerschaftssymptomen lästig zu fallen oder nicht, ganz klar. In diesen einfachen Fällen handelt es sich mehr oder minder um den Kampf, um das Prestige in der Ehe. Die Schwangerschaft und später das Kind in seinem ganzen Leben wird in der Hand vieler Frauen zu einem Kampfmittel allerersten Ranges. Das arme Kind!

In anderen Fällen entstehen wieder psychologische Konflikte dadurch, daß die Frau gerade durch ihre Liebe zu dem Kinde sich mit dem Kind so weitgehend identifiziert (und Liebe ist ja letzten Endes kaum etwas anderes als Identifizierung), daß die Psyche dieser werdenden Mutter selbst in eine Kindlichkeit zurücksinkt, die ihr natürlich in viel weiterem Maße möglich ist als dem Manne. Diese Identifizierung mit dem Kinde, dieses Selbst-wieder-Kind-Werden ist einer der großen Reize der Frau überhaupt, sie ist die Voraussetzung für eine richtige Kinderpflege und Kinderaufzucht, sie nimmt aber manchmal für den Mann

überraschende, unangenehme, weil nicht selten läppische Formen an, die die Geduld des Mannes oft auf die allerhärteste Probe stellt.

So wie manche Frau, solange sie liebt, fast fortwährend in irgendeinem Erregungsstadium ihrer Sexualität sich befindet, so gibt es andere Frauen, die ihr ganzes Leben hindurch sich psychisch Mutter fühlen und dementsprechend gewisse Rücksichten von der Umwelt verlangen. Wenn nun einerseits die Mütterlichkeit den höchsten Adel und den schönsten Schmuck der Frau darstellt, so ist es doch wohl nicht zu verwundern, daß der Mann die verzerrten Auswüchse dieses Ideals auf die Dauer nicht leicht aushält.

Ja, auf Grund der mütterlichen Liebe, durch dieses Identifizieren mit dem Kinde, kann während der Schwangerschaft eine psychische Einstellung zustande kommen, die ich am ehesten kurz so sagen kann: Die Furcht vor dem Hergeben des Kindes an die Umwelt. Die Welt ist zu kalt, zu roh und unbarmherzig für das Kind! Zu kalt, zu roh und unbarmherzig für die Liebe einer Mutter. Zu kalt, zu roh und unbarmherzig für die weibliche Psyche überhaupt.

Nun gibt es aber auch recht gute Mütter, die wieder aus einem ganz anderen Grunde psychisch leiden, ihre Umgebung leiden machen und sich selbst in allerhand harmlose, aber auch sehr schwere neurotische Erscheinungen hineintreiben. Das Schlagwort für all diese Dinge heißt „männlicher Protest“, vielleicht richtiger ausgedrückt: Protest gegen das Nicht-auch-Mann-Sein. Diese manchmal maßlose Überschätzung der Mannheit, der männlichen Lebensführung, ist etwas, was Sie vielleicht jetzt ein wenig erinnert an die göttliche Dreieinigkeit, die ein Reservatum masculinum ist. Wollen Sie diese einseitige, gehässige Einstellung der Männer, des öffentlichen Rechts der Frauen und auch aller Kinder, in denen ja irgendwie der Grund gelegt wird zu den späteren psychischen Konflikten, wollen Sie diese Einstellung, wiederhole ich, dem einzelnen Menschen, sei es wer immer, verübeln?

Nicht selten hören wir von den Frauen, daß bei ihnen einmal ein Abortus eingetreten sei im Anschluß an ein psychisches Trauma. Schreck, Angst, Kummer, Verzweiflung, Todesfurcht können als psychisches Trauma körperliche Vorgänge auslösen, die schließlich zur Unterbrechung einer Schwangerschaft führen. Ganz besonders leicht ist dies der Fall, wenn gleichzeitige Körpererschütterungen, wie z. B. bei Erdbeben, Explosionen, Luftbombardements und ähnliches, stattgefunden haben. Diese Dinge sind ja seit jeher bekannt, speziell auch die Tatsache, daß die bei einer Explosion oder bei einer Feuersbrunst z. B. körperlich gar nicht erschütterten Frauen fast noch häufiger abortieren als jene Frauen, die nur die Todesangst und den Schrecken, aber keine körperlichen Erschütterungen erlitten haben. Die Erklärung für diese Tatsache ist nicht zwingend, doch stelle ich sie mir folgendermaßen vor: Kommt es dabei auch zu einer starken Erschütterung des Körpers, so wird die Frau von dem ganzen Ereignis in einem Sprung angefallen, körperliche und seelische Erschütterung ist aber gewissermaßen auch rasch wieder vorbei, es bleibt also eventuell noch eine relativ geringe Angst, der Schmerz und die Trauer übrig, nicht aber jene Angst, die den Menschen überfällt, wenn er das Trauma gewissermaßen nur indirekt, also psychisch erleidet und mitunter sehr lange Zeit in der Todesangst lebt, daß das entscheidende Unglück erst in den nächsten Sekunden oder Stunden eintreten muß. Derartige Angstzustände führen nach meiner Überzeugung zu viel tiefgreifenderen psychischen und körperlichen Veränderungen als das mit einem Schlag erlebte Unglück. Wir wissen, daß derartig große Angst binnen wenigen Stunden die ganzen Kopfhaare zum Erbleichen bringen kann, und ich erinnere Sie daran, daß eine derartige Todesangst zu plötzlichem Tode führen kann.

Es kommt durch ähnliche Dinge, aber auch durch dauernden stillen Kummer zu Zirkulationsänderungen im Becken, zu veränderter Tätigkeit der

Nerven, auf diesem Wege entweder zum Absterben des Schwangerschaftsproduktes und zu der Ausstoßung der Frucht, oder aber zum Beginn einer wirklichen Wehentätigkeit, wodurch das an und für sich intakte Ei ausgeschieden wird. In anderen Fällen können heftige Zirkulationsschwankungen primär zu einer Blutung aus dem Uterus führen, an die sich dann sekundär Tod des Fötus und Abortus anschließen. Die nahen Beziehungen zwischen der Muskulatur des Uterus, des Darmes und der Blase zu allen psychischen Vorgängen ist Ihnen ja aus dem täglichen Leben bekannt. (E. Gellhorn, H. Lewi, E. Weber, H. Fürth, Pawlow, August Mayer.) Auf der 19. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie in Wien (Juni 1925) sprach Herr Walthard (Zürich) über die Pathogenese der Apoplexia placentae, der intermenstruellen Blutungen und der Cessatio mensium in Schreck-, Furcht- und Angstsituationen.

Da wir gerade vom Abortus sprechen, will ich ein paar Worte darüber verlieren, wie die psychische Einstellung der Frau zur bestehenden Schwangerschaft in jenen Fällen von besonderer Bedeutung ist, wo gleichzeitig für den Arzt die Frage besteht, ob er wegen einer Lungentuberkulose, wegen eines Herzfehlers usw. (aber, bitte, hinter dem usw. steckt nicht mehr viel!) sich entscheiden muß, ob er eine unbedingte Indikation zur Unterbrechung der Schwangerschaft vor sich hat oder nicht. Genau der gleiche Organbefund kann in dem einen Fall nach anfänglicher Verschlimmerung durch Einsetzen einer fachgemäßen Therapie sich soweit bessern, daß die früher anscheinend bestehende Indikation sich auflöst, während eben dieser gleiche Organbefund in dem anderen Falle trotz denkbar bester Behandlung, Schonung usw. zum fortschreitenden Verfall und zur bedrohlichen Gefährdung der Frau wird. Es ist nämlich ganz unglaublich, wie bei Frauen die Sehnsucht nach der Erhaltung einer beginnenden Schwangerschaft den Lebenswillen stärken kann, so daß die schwersten Gefahren überwunden werden. Aber ebenso sicher ist es auch, daß eine durch die junge Schwangerschaft entstandene Gefahr für die soziale Existenz des jungen Mädchens z. B. einen latenten Lungenprozeß florid machen kann, eine Mitralstenose z. B. in die lebensbedrohende Dekompensation hineintreiben kann. Derartige Sachen, meine Damen und Herren, machen uns in der Praxis oft die größten Sorgen, und die Stellung eines Arztes ist dabei für ihn selbst eine äußerst gefährliche. Ich will mit diesen Sätzen absolut nicht eine Erweiterung der Indikationsstellung befürworten, sondern Ihnen nur zeigen, wie Sie in allen möglichen Lagen in Ihrer ärztlichen Tätigkeit auf psychische Momente Rücksicht nehmen müssen, und wie Sie gerade in Kenntnis all dieser Dinge imstande sein werden, so manchem noch ungeborenen Kinde das Leben zu retten. Die Dankbarkeit einer auf diesem Wege zur Mutter gewordenen Frau ist grenzenlos und entschädigt Sie für die Undankbarkeit der 999 anderen Frauen.

Auf psychische Momente während der Geburt selbst will ich nur wieder mit Schlagworten hinweisen: Die primäre und sekundäre Wehenstärke ist gar nicht selten psychisch bedingt oder wenigstens durch ungünstige psychische Einstellung der Frau schwer behebbar.

Die Furcht vor den Schmerzen der Entbindung ist eine schwere Komplikation des Geburtsvorganges. Als Praktiker werden Sie von Hebammen oder Verwandten manchmal zu einer kreißenden Frau gerufen, wo sich die Panikstimmung schon am Stiegenhaus deutlich bemerkbar macht. Der Praktiker verläßt sich in solchen Fällen auf seine gewohnte Kunst der „Situationsbeherrschung“. Der Anfänger wird leicht von der Panik selbst ergriffen und läßt sich dann aus dem Wunsche nach Beendigung dieser fürchterlichen Situation leicht zu irgendeiner operativen Entbindung verleiten, eigentlich nur deshalb, weil er glaubt, das Technische eher beherrschen zu können als das Psychische. Ein gutes Wort, manchmal auch ein grobes Wort im richtigen Moment, kann die ganze Situation, unter Umständen auch Mutter und Kind retten.

Über die Anwendung der Hypnose bei der Geburtsleitung will ich hier nicht weiter sprechen, ebensowenig über die so oft psychisch bedingten Stillschwierigkeiten.

Meine Damen und Herren! Ich bin am Schlusse meines Vortrages: Psyche und Schwangerschaft. Ich resümiere, daß die Schwangerschaft das zentralste Problem für die Frau darstellt, daß die ureigenste Würde der Frau in der Mütterlichkeit liegt, und daß gerade diese Mütterlichkeit alle psychischen Beschwerden und Gefahren der Schwangerschaft und auch des ganzen weiblichen Lebens überwindet. Für Ihre praktische Betätigung, bitte, vergessen Sie nicht, daß die Mütterlichkeit, wenn Sie an dieselbe appellieren, Sie so gut wie nie im Stiche lassen wird.

Die Auswirkung dieses mächtigsten weiblichen Triebes hat aber eine Voraussetzung; und diese Voraussetzung, die wieder für den Mann und für das Werden und Wachsen unseres Volkes von zentralster Bedeutung ist, heißt: Verantwortlichkeitsgefühl des Mannes.

Über einen Fall von Sadismus

Von Dr. FRANZ GÜNTHER STOCKERT (Wien)

8. August 1925. K. S. kommt in die psycho-therapeutische Ambulanz der Psychiatrischen Klinik mit der Beschwerde, er sei seit seiner Kindheit Sadist und leide an einer homosexuellen Veranlagung. So oft er einen jungen Mann sähe, der ihm stärker dünke als er selbst, sei sein erster Gedanke, „der ist stärker, ich bin schwächer". Im selben Augenblick sieht er den Betreffenden von einer Hand, meist in der Gegend des Rückens gepeitscht. Auffallend sei, daß ihm wiederholt jemand anfangs stärker erscheine als er selbst, worauf er sofort die sadistischen Vorstellungen in der beschriebenen Form bekomme; stelle es sich aber dann bei der Arbeit, auf einem Marsch oder beim Sport heraus, daß er selbst überlegen sei, verschwinden sofort alle sadistischen Vorstellungen. Nachts reproduziert er dann diese Erlebnisse und onaniert in der Form, daß er, im Bett liegend, am Bauch auf- und abrutscht. Er onaniere durchschnittlich ein- bis zweimal wöchentlich. Er ist dann sehr verstimmt, ganz abgeschlagen, kann den nächsten Tag nicht arbeiten. Mit Mädchen habe er niemals geschlechtlich verkehrt. Sein ganzer Zustand komme daher, daß er nur einen Hoden habe. Er weiß genau, daß er als kleiner Bub noch zwei besaß, den einen Hoden habe er beim Spielen unter die Bauchhaut geschoben, und da sei er dann liegen geblieben. Seine Kräfte seien durch diese Mißbildung auf die Hälfte reduziert.

Patient kämpft gegen seine Onanie mit allen Mitteln. Wenn er einige Tage nicht onaniere, erhole er sich gleich glänzend. Im Frühjahr dieses Jahres sei es ihm gelungen, durch sechs Wochen nicht zu onanieren. Während dieser Zeit gewöhnte er sich vollkommen das Nägelbeißen und gleichzeitig auch das Rauchen ab. Er fühlte sich unverhältnismäßig wohler und schwerer ermüdbar, auch äußerlich verändert; der scheue Blick sei mit dem Schuldbewußtsein verschwunden. Er hatte bereits seit drei Tagen überhaupt nicht geraucht, und als er am vierten ein paar Züge aus der Zigarette eines Kollegen gemacht hatte, bekam er ein Schwindelgefühl und mußte sich sofort hinsetzen. Er machte sich darauf starke Vorwürfe, daß er wieder geraucht habe. Während durch sechs Wochen die sadistischen Phantasien wesentlich nachgelassen hatten, traten sie denselben Abend wieder mit voller Heftigkeit auf. Es gelang ihm aber, sich zu beherrschen, bis er einschlief. Aufwachend, onanierte er dann. Er war tief deprimiert und trug sich

mit ernsten Selbstmordabsichten, „sei aber dann zu feig gewesen". Er konnte durch drei Tage nicht ins Bureau gehen. Sein Widerstand gegen die Onanie sei beim Erwachen aus einem Traum bedeutend geschwächt, wodurch es dann häufig zu Masturbation komme.

In seiner Verzweiflung läuft er oft am Abend vom Hause fort, weil er fürchtet, onanieren zu müssen, und kommt dann erst ganz müdegelaufen nach Hause. Er war wiederholt schon bereit, seinen Beruf zu wechseln, um einem strengen Zwang ausgesetzt zu sein.

Patient ist überzeugt, daß seine sadistischen Phantasien lediglich durch seine eigene körperliche Schwäche begründet seien, die er selbst wieder auf seine Onanie zurückführt. „Vor einigen Jahren habe er in drei Wochen in seiner Heimat stark an Gewicht zugenommen und sich körperlich erholt, wodurch seine sadistischen Phantasien verschwanden, die immer durch eine Inbeziehungsetzung der eigenen körperlichen Schwäche mit einem überlegenen Partner eingeleitet werden."

Er habe sich schon als Kind seiner körperlichen Schwäche geschämt. So weigerte er sich bereits mit sieben Jahren, sich während der Turnstunde seinen Rock auszuziehen, weil er sich wegen seiner Magerkeit vor den anderen Kollegen genierte. Nicht einmal vor seiner Mutter wusch er sich in diesem Alter den bloßen Oberkörper, weil er sich schämte. „Sein Schamgefühl bestand lediglich im Bewußtsein seiner Schwächlichkeit. Wenn er damals kräftiger gewesen wäre, hätte sich die ganze Krankheit nicht entwickelt." Als er vor zwei Jahren 5 kg zugenommen hatte, habe er ohne das geringste Schamgefühl seinen nackten Oberkörper vor seiner Mutter gewaschen. „Dies habe sein Selbstgefühl wesentlich gehoben, so daß er, was er seit seinem 14. Lebensjahr nicht mehr getan, nachher wieder mit bloßer Schwimmhose gemeinsam mit Buben und Mädchen badete." Er erinnert sich genau, damals mit 14 Jahren schon die sadistischen Vorstellungen mit dem Gefühl „der ist stärker, ich bin schwächer" gehabt zu haben.

Den Grund seiner körperlichen Schwäche sieht er aber in seiner Onanie seit seiner ersten Kindheit. Er sei auch zu schwach zu einem normalen Geschlechtsverkehr. Durch seine Onanie sei sein einer Hoden aufgebraucht worden, und nun seien dadurch seine Kräfte auf die Hälfte reduziert. Es würde zu wenig Samen erzeugt, und deshalb habe er auch nie Pollutionen wie andere Männer. Er habe, um diesem Mangel abzuhelfen, an einem Tage einmal zehn rohe Eier gegessen. Er erwartet, daß nach einer Pollution seine sadistischen Neigungen nachließen, dann würde er auch nicht onanieren, wodurch die Pollutionen regelmäßig auftreten würden und infolgedessen seine sadistischen Gedanken endgültig verschwinden.

Am meisten leidet er aber unter der Vorstellung, daß er homosexuell sei. „Sein ganzer Knochenbau sei so zart, er habe kleine Hände und Füße, seine Körperbehaarung sei spärlich, endlich habe auch das Verschwinden des einen Hodens so wirken müssen."

Seine sadistischen Vorstellungen richten sich hauptsächlich gegen Männer. Daß diese stärker sein müssen, wurde schon erwähnt. Das Muskelrelief muß deutlich hervortreten, Hände und Füße müssen grob und groß sein, auch das Gesicht müsse grobe, unregelmäßige Formen haben, denn nur zu einem häßlichen Gesicht könne er sich einen robusten Körper vorstellen. „Ein schöner Mensch wird auch kräftig sein können, aber er hat kleine Hände und eine weiße Haut. Auch wird ein häßlicher Mensch einen schönen beim Ringen immer besiegen. Die Stimme soll tief sein und der Betreffende darf nicht hochdeutsch, sondern muß Dialekt sprechen. Wenn ein Mensch hochdeutsch spricht, ist das schon ein Faktor gegen ihn. Nur so gestaltete Menschen sind für erotisch wirksame Phantasien verwertbar." In dieser Vorstellung sieht er meist nur den nackten Oberkörper, Brust oder Rücken, sehr selten die immer stark entwickelten Geschlechtsteile oder die Glutialgegend. Während der Züchtigung mit der Peitsche kommt es niemals

zu Erektionen bei dem Opfer. Die Zumutung, daß er mit einem Mann, der ihn zu seinen sadistischen Phantasien anregt, einen homosexuellen Geschlechtsakt durchführen könnte, lehnt er als „vollkommen unmöglich“ ab. Ob er mit einer Frau einen Geschlechtsakt vollziehen könnte, bejaht er, doch müßte die Betreffende absolut seinem Schönheitsideal widersprechen, der Typus des böhmischen Dienstmädchens, plump, ungebildet, ungepflegt und häßlich sein. Der Koitus müßte allerdings auch mehr den Charakter eines Notzuchtsattentats an sich tragen, wobei die Partnerin, die er dabei zwickt und drückt, sich ihm schreiend zu entziehen trachten müßte. Er hatte bei dieser Vorstellung wiederholt Erektionen und dann onaniert. Er hat durch viele Jahre platonische Beziehungen zu Mädchen unterhalten, die aber seinen Schönheitsforderungen entsprechen mußten. In dem Verkehr hätten dann alle erotischen Momente gefehlt. Er besprach mit diesen Mädchen seine gewöhnlichen Angelegenheiten, machte mit ihnen Ausflüge und kam in der Unterhaltung auch häufig auf sexuelle Themen zu sprechen. Sein Wunsch sei ein geregeltes Familienleben mit Frau und Kindern. „Er müßte aber mit seiner Frau ohne Schwierigkeiten geschlechtlich verkehren können.“ Bis zur Wahl einer solchen wäre ihm ein polygamer Geschlechtsverkehr sehr leicht vorstellbar, nachher würde ihn dies absolut abstoßen.

Während es auch in seiner Phantasie nie zur Vorstellung eines homosexuellen Geschlechtsverkehres kam, stellte er sich wiederholt einen Geschlechtsverkehr mit Frauen in der beschriebenen Weise vor, wobei er onanierte und es zu einer Ejakulation kam.

Masochistische Vorstellungen erregten in niemals. Er verwendete zwar solche im gegenteiligen Sinne. Wenn er sich z. B. durch sadistische Vorstellungen besonders erregt fühlt, gelingt es ihm oft leicht dadurch, daß er an Stelle des Geschlagenen in der Vorstellung seine Person setzt, die Erregung aufzuheben. Er hatte noch andere Kunstgriffe zur Abschwächung seiner sadistischen Vorstellungen. Er versuchte, das Bild des Geschlagenen, der, um erotisch zu wirken, unbedingt stärker als er sein mußte, so zu verändern, daß er schwächer aussah, eine weiße Haut oder kleine Hände bekam, oder er steigerte die entscheidenden Details, die untersetzte Statur, das Muskelrelief oder die großen Hände so, daß das Bild zur Karikatur verzerrt wurde und jeden erotischen Reiz verlor. „Der Geschlagene ist durch die Prozedur, obgleich er dabei ‚typisch männlich‘ schreit, in keiner Weise entwürdigt, sondern steht noch turmhoch über denen, die ihn geschlagen haben.“ Die schlagende Person ist immer ganz undeutlich und nie als die des Patienten zu erkennen.

Es wird nun die Entwicklung des Patienten geschildert. Patient wurde als uneheliches Kind in einem kleinen Dorf geboren und von seiner Mutter und den Großeltern erzogen. Die Mutter lebte in ärmlichen Verhältnissen und verdiente als Wäscherin ihren Lebensunterhalt. Sein Vater sei bald nach seiner Geburt an Tbc. pulmonum gestorben. Die Mutter betrachtete das Kind nie als eine Last, sondern verwöhnte es eher. Auch von anderen Menschen hatte er wegen seiner außerehelichen Abkunft nichts zu leiden. Trotzdem vermißte er den Vater sehr. In seiner Erziehung fehlte eben der Mann, das ist vielleicht das erste Unglück gewesen. Die ganze Erziehung sei zu verweichlicht gewesen. Er wurde von seiner Mutter an- und ausgezogen, anstatt es selber besorgen zu müssen, und wenn er etwas anstellte, so wurde er nicht wie andere Kinder gestraft, sondern viel zu leicht oder überhaupt nicht. Der Großvater hatte nichts zu reden, und die beiden Frauen verzogen ihn. Falls die Mutter ihn einmal wegen einer Ungezogenheit bestrafen wollte, ergriff die Großmutter sofort seine Partei, und es gab dann zwischen den beiden Frauen Streitigkeiten. „Die Erziehung ohne Mann sei auf diese Art eine sehr schlechte gewesen.“ Seine Großmutter wurde nämlich durch einen Arzt auf sein frühes Onanieren aufmerksam gemacht, und erledigte die Angelegenheit damit, daß sie ihm sagte: „Du bist ein Schwein.“ Er betrachtet

es daher als ihre Schuld, daß er sich nicht schon damals seine Onanie abgewöhnte. Aus diesem Grunde besuchte er nie mehr das Grab seiner Großmutter.

Die Erinnerung an seinen Großvater, den er mit sieben Jahren verlor, ist besonders deutlich, „wahrscheinlich, weil er der einzige Mann war", mit dem er zu tun hatte. Auch hatte ihn sein Großvater sehr gern. Zu seinen ersten Kindheitserinnerungen, die er um das zweite bis dritte Lebensjahr verlegt, gehört, daß er einmal seinem Großvater zusah, wie dieser sich den nackten Oberkörper wusch. „Dies machte ihm damals einen eigentümlich komischen Eindruck." Er war sprachlos. „Es ist für ihn heute noch komisch, wenn er sich an diese Szene erinnert", ohne daß er eigentlich das komische Moment charakterisieren könnte.

Mit vier Jahren hatte er sich seinen Oberarm gebrochen. Seine Mutter oder Großmutter habe ihn damals im bloßen Hemd, „er habe sicher nichts darunter angehabt", zu einer Nachbarin getragen, die ihm den Arm verband. Er erinnert sich ferner noch ganz deutlich, wie er mit vier bis fünf Jahren von seiner Mutter immer ganz gewaschen wurde, woran er nie etwas Besonderes fand. Als kleines Kind sei er sehr hübsch und dick gewesen, erst in der Volksschule wurde er plötzlich mager. „Wahrscheinlich infolge seiner Onanie, mit der er damals begonnen hatte."

In den ersten zwei Volksschulklassen gehörte er zur Oberschichte. Als Schüler galt er als braves Kind und vertrug sich mit der Lehrerin, die er als Mannweib mit einer Adlernase in Erinnerung hat, ausgezeichnet.

Im Religionsunterricht hörte er vom Fegefeuer, das er sich sehr phantastisch ausmalte, wie die Seelen dort in den Flammen auf- und niedertauchen und sich dabei vor Schmerzen winden. Unterstützt wurden diese Phantasien durch ein Bild im Zimmer der Mutter, das den Sturz der Engel darstellte, wie die gefallenen Engel in ein Flammenmeer geschleudert werden und sich mit dem Ausdruck der größten Schmerzen dabei winden.

In sein siebentes Jahr fällt, wie erwähnt, der Tod seines Großvaters. Hier sind ihm die Einzelheiten noch ganz deutlich vor Augen. Man trug ihn nachts aus dem Zimmer des Sterbenden und legte ihn in das Bett der Mutter. Wie in dieser Gegend üblich, diente ein großes, weiches Federbett als Unterlage, während außerdem der darauf Liegende mit einem kleineren zugedeckt ist. Der Knabe lag bis dahin in seinem Gitterbett auf einer ziemlich harten Matratze, nur mit einer Decke zugedeckt. Er lag immer am Bauch in diesem ungewohnt weichen Bett und empfand diesen Hautreiz höchst angenehm. Um diese Empfindung zu steigern, zog er sich das Hemd bis zur Brust hinauf. Während er so lag, besprachen die Angehörigen angesichts des herannahenden Todes des Großvaters ihre religiösen Vorstellungen von Himmel, Hölle und Fegefeuer. Er knüpfte an dieses Gespräch mit seinen im Religionsunterricht wachgerufenen Phantasien an, während er das ihm gegenüberhängende, vorerwähnte Bild betrachtete. Er projizierte sich nun selbst in dieses Bild als eine der Figuren, die da in den Flammen auf- und niedertanzten, und machte gleichzeitig in dem weichen, nachgiebigen Federbett die entsprechenden Bewegungen, unter denen die bereits bestehenden Lustgefühle wesentlich gesteigert wurden. Seit dieser Zeit benützte er jede Gelegenheit, am Morgen in das Bett der Mutter zu gehen und hier, am Bauch liegend, herumzurutschen. Als einige Zeit später im selben Ort ein Mann im Sterben lag, von dem er dann hörte, daß er sich vor Schmerzen winde, vollzog er bei der Vorstellung derselben im eigenen Bett denselben Akt zwischen den Pölstern. Aus derselben Periode ist ihm noch ein ähnlicher Fall in Erinnerung, wo er ebenfalls hörte, daß jemand im Sterben liege, den er gut kannte. Er stellte sich nun den Betreffenden halbnackt im Polster liegend und sich vor Schmerzen herumwälzend vor, während die weinenden Angehörigen herumstanden. Auch damals rückte er wieder, am Bauch liegend, im Bette herum, bis es zu einer Andeutung von einer Ejakulation kam.

Zu dieser Zeit las er in seinem Lesebuch auch eine Geschichte vom Donauweibchen. Er stellte sich nun abends im Bett vor, wie dieses durch die Wellen schwimmt, und so ahmte er auch wieder diese vorgestellten Bewegungen im Bett nach, wobei es ebenfalls zur geschlechtlichen Erregung kam. Auch diese Vorstellung spielt heute noch in seiner Phantasie, während seiner masturbatorischen Akte, wie erwähnt, eine große Rolle. Er onanierte nun mehrmals in der Woche unter ähnlichen Vorstellungen in dieser Form. Einmal betraf ihn seine Mutter dabei, riß ihm die Decke weg und schrie ihn ziemlich barsch an: „Was machst du denn da?" Seit dieser Zeit hütete er sich zu onanieren, während seine Mutter im Zimmer war. Wie er sich in dieser Zeit einmal seine Kleider anzog, machte seine Mutter eine Bemerkung, daß er einen großen Penis habe, „offenbar bezugnehmend auf seine Onanie, weshalb er sich sehr schämte". Er hatte vorher schon ein Schuldgefühl nach dem Onanieren, „denn dafür hätten die Kinder geradeso einen Instinkt, daß dies schlecht sei, wie beim Nehmen fremden Brotes", doch nun erst entstand die Überzeugung, daß dies besonders schädlich sein müsse. Er begann sich da bereits mit den anderen Kindern zu vergleichen.

Nun bekam er einen Lehrer, der ihn nicht recht leiden mochte, weil er ihn immer auslachte. „Er lernte auch schlechter", und sein „Ansehen in der Klasse war nur mehr bei Gaunereien groß", früher war er beliebter. Mit zehn Jahren stand in seinem Volksschulzeugnis die Anmerkung „er sei aufrührerisch". Er haßte jeden Zwang. Aus diesem Grund wollte er unter keinen Umständen in ein Klostergymnasium, wo er einen Freiplatz bekommen hätte. Als Kind wurde er sehr religiös erzogen und klammerte sich an die Religion in der Hoffnung, in seinen Konflikten an ihr eine Stütze zu finden. Bei der katholischen Beichte sei er ein Skrupulant gewesen, das heißt er fürchtete nach jeder Beichte, er habe eine Sünde ausgelassen, weshalb er dann sofort die Beichte wiederholte. „Die Religion habe auf seine Stellung zur Onanie sehr ungünstig eingewirkt, weil er keinen Trost fand und sein Schuldgefühl nur künstlich gesteigert wurde." Seine religiösen Gefühle werden durch die Amoral der Geistlichen bald über den Haufen geworfen. So wurde er bald Freidenker. Er haßte auch immer den Adel und jede soziale Oberschicht als Volksunterdrücker. Er ist heute seiner Gesinnung nach Nationalsozialist. Nach dem Krieg sei er Sozialdemokrat gewesen, wie er aber erlebte, daß seine Tante durch das sozialistische Regime eine Stellung verlor, sah er, daß da auch eine Protektionswirtschaft sei, und sattelte so um.

In der Bürgerschule lernte er wieder besser und stand mit dem Lehrer recht gut. Er war nur für jeden Verweis äußerst empfindlich. Eine Ohrfeige machte ihn dann ganz untröstlich. Er blieb auch später gegen jede ungerechte Behandlung sehr empfindlich, und so lief er wiederholt auch von günstigen Posten sofort weg, wenn er das Gefühl hatte, daß ihm Unrecht geschehen sei.

Er war ein geselliges Kind und vertrug sich gut mit seinen Spielkameraden, denn er fühlte sich ihnen gleichwertig. Erst wenn sie sich beim Turnen oder Baden auszogen, entstand sofort sein Minderwertigkeitsgefühl, weil er seinen schwächlichen Körper mit dem der anderen verglich. Die Tendenz, andere herabzusetzen, bestand bei ihm niemals. Er versuchte nur häufig, durch Aufschneidereien sein Ansehen zu heben. Auch jetzt bemerkt er noch oft an sich diese Eigenschaft, worauf er dann besonders einsilbig wird. So erzählt er oft Kriegserlebnisse, obwohl er wegen „seiner Schwächlichkeit natürlich fürs Militär untauglich war". Auch renommiert er im Kreise seiner Kollegen mit zahlreichen Sexualerlebnissen, obwohl er noch niemals mit einem Mädchen geschlechtlich verkehrt hat. „Er wollte ja schon oft einen regelrechten Geschlechtsverkehr mit einem Mädchen versuchen, doch fürchtet er sich immer vor einer Blamage, und dann könnte er vermutlich sein ganzes Leben nicht mehr richtig verkehren." Nachdem er nun auf der einen Seite aufschneidet, ist er in anderen Dingen wieder oft „lächerlich offen" und erzählt Kollegen von persönlichen Niederlagen, von denen doch kein anderer

etwas verlauten ließe, z. B. daß ihn ein Mädchen stehen ließ, weil ihr ein anderer lieber sei. „So habe er überhaupt oft eine gewisse Selbstironie."

In das gleiche Kapitel gehört endlich ein Ehrgeiz, der in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Wien besonders hervortrat. Er bemühte sich nämlich, in seiner Kleidung auffallend elegant zu sein und darin mit den Städtern zu konkurrieren. Er verfiel dabei in den Fehler, „überelegant" sein zu wollen und wurde dabei „zur lächerlich-eitlen Figur." „Plötzlich schien ihm dieses Benehmen dumm", ohne daß irgendein anderer eine Bemerkung darüber gemacht hätte, und so verlor er jedes Interesse an seiner Kleidung. Er begann damals Sport und Touristik zu treiben. Gegenwärtig scheint er seine Kleidung eher mehr zu vernachlässigen, als es seinen Verhältnissen entspricht.

Seine größte Freude war immer, beim Turnen einen kleinen Triumph durch seine Geschicklichkeit gegen die Kraft der anderen zu erringen. Gerauft habe er niemals gern, weil er immer der Unterliegende war, was er als besonders unangenehm empfand, während er am Raufen selbst überhaupt keine Freude hatte. Kleinere Kinder oder Tiere hat er niemals gequält. Er erinnert sich nur daran, daß beim Indianerspiel einmal ein Knabe an einen Baum gebunden wurde, während die übrigen Kinder fortliefen. Darüber mußte er damals sehr lachen, woran er sich auch heute oft erinnert. Er wollte immer wieder in einen Turnverein eintreten. „Wenn er nämlich beweisen könnte, daß er anderen gleichwertig sei, würden die sadistischen Gedanken verschwinden." „Er war aber zu feig dazu." Er fürchtet immer, er würde wegen seiner Schwächlichkeit ausgelacht werden. Wie er von seinem Vorleben Erwähnung tat, machten auch sofort Kameraden Bemerkungen, daß er als Turner ja doch nichts Gescheites leisten würde. Darüber kränkte er sich so, daß er gleich vollkommen entmutigt war und den Wunsch fallen ließ.

Nachdem er mit 14 Jahren aus der Schule ausgetreten war, trat er erst als Laborant in eine chemische Fabrik, da er aber eine Apicitis bekam, mußte er nach zwei Jahren den Posten aufgeben. Nun ging er nach Wien und wechselte sehr oft die Lehrstellen. Einmal, weil die Frau mit ihm frech war und ihn immer duzte. „Wiederholt sei er für die von ihm geforderte Arbeit zu schwach gewesen." Nun arbeitet er schon seit fünf Jahren als Kanzleikraft bei technischen Firmen, wo er eine ihn sehr zufriedenstellende, „mehr selbständige" Stellung innehat.

Vor vier Jahren kam ihm die Psychopathia sexualis von Krafft-Ebing und Rohleders „Die Vorlesungen über Geschlechtstrieb und gesamtes Geschlechtsleben" in die Hände. Er war nun überzeugt, daß er homosexuell sei, obwohl ihn immer jede Vorstellung eines homosexuellen Verkehres abgestoßen hat. Besonders beweisend schien ihm aber, daß ihn männlicher frischer Schweißgeruch besonders errege, so daß er sich bei seinen sadistischen Phantasien auch diese Geruchsempfindung vorstelle. Er suchte damals wegen seines Leidens einen Arzt auf, der ihn auf den Mangel eines Hodens aufmerksam machte. Er war darüber sehr entsetzt, war überzeugt, daß er dies vom Onanieren habe und daß er dadurch erst homosexuell geworden sei. Er erinnert sich mit absoluter Sicherheit daran, daß er bis zu seinem achten Jahre zwei Hoden besaß und sich im Bett öfters einen in den Leistenkanal geschoben habe, von wo er öfters nur schwer herausbefördert werden konnte und einmal dort stecken blieb, worauf er gänzlich vergaß. Später erinnert er sich, während des Onanierens oder beim Husten Schmerzen in der rechten Leistengegend gehabt zu haben. Ob sich nach dieser neuerlichen Entdeckung seines Defekts sein Sexualempfinden geändert habe, kann er nicht angeben.

Er suchte jetzt wieder einen Arzt wegen seines Leidens auf, weil seine Stimmung immer so depressiv sei. Er fühle sich schon allein deshalb gedrückt, weil alles lachen würde und er geächtet wäre, wenn andere Leute von seinen Gedanken etwas wüßten. So müsse er alles, was in ihm vorgehe, verheimlichen. Er wollte schon wiederholt seinen Freunden von seinen sadistischen Phantasien,

ohne die homosexuelle Komponente einzugestehen, erzählen, um sich über die Angelegenheit einmal offen aussprechen zu können. Der Patient erklärte gleich in der ersten Sitzung, er werde, wenn sich sein Zustand nicht bald bessere, aus der Behandlung ausbleiben.

K. S. ist 26 Jahre alt, 162 cm groß und hat ein Gewicht von 57 kg. Der Körperbau ist eher asthenisch als hypoplastisch. Der Behaarungstypus ist viril. Der rechte Testikel ist im Skrotum nicht zu tasten. Beide Leistenkanäle sind für den tastenden Finger nicht durchgängig. Über der linken Lungenspitze sind mäßige Schallverkürzungen ohne pathologischen Auskultationsbefund nachweisbar. Sonst keinerlei pathologische Veränderungen. Als Kind hatte er englische Krankheit. Von Kinderkrankheiten Varizellen und Morbillen, mit 16 Jahren Apicitis, sonst immer gesund.

Der Referent ließ sich lediglich alle Einzelheiten seiner Lebensgeschichte erzählen, ohne irgendeine systematische Methode der Exploration zu verwenden, wobei möglichst Suggestivfragen vermieden wurden. Ebenso wurden kritische Bemerkungen über Ansichten oder Beeinflussungsversuche unterlassen, sondern nur Solut. arsen, Fowleri et Tct. ferri pomati aa 15·0 von dreimal fünf bis dreimal zwanzig Tropfen und dann wieder Fallen bis dreimal fünf Tropfen täglich verordnet.

10. August 1925. Patient fühlt sich subjektiv besser. Abends kämen zwar täglich sadistische Phantasien. Er rücke auch öfters im Bett bei denselben herum, es kam aber nicht mehr zu einer Ejakulation. Seine Stimmung sei wesentlich gehoben und er habe große Arbeitslust.

13. August 1925. Patient fühlt sich subjektiv wieder schlechter, denn er habe gestern in der Werkstatt einen Burschen getroffen, bei dem er wieder sofort den Eindruck hatte: „Der ist stärker, ich bin schwächer.“ Er sieht darauf in der Phantasie ganz deutlich, daß der Betreffende mit einem Stock geschlagen wird. Abends war er dann mit einem Mädchen in einem Park und unterhielt sich gut. Sie sei ihm sehr sympathisch und er habe sie auch geküßt. Sie sprachen auch über Sexualien, doch bekam er keine Erektion. „Weil er mit einem Mädchen zusammen war, konnten sich trotz des Erlebnisses in der Werkstatt die sadistischen Vorstellungen nur schwach entwickeln.“

17. August 1925. Vorgestern hatte er gar keine sadistisch-erotischen Phantasien. Gestern sei er mit einem bekannten Mädchen baden gegangen. Dieses brachte einen Burschen mit, der etwas stärker war, was ihn sofort zu einem Vergleiche mit sich reizte. Nachts traten dann wieder sadistische Phantasien auf, die in ihrer Intensität allerdings wesentlich schwächer waren. Pollutionen bekam er die ganze Zeit nicht, obwohl er nicht mehr onanierte. Für diesen Tatbestand macht er allerdings auch seine Schwäche verantwortlich.

Bei seinen sadistischen Phantasien suchte er mit Gewalt das Bild so zu verändern, daß er der Geschlagene sei, worauf sofort jede sexuelle Erregung schwand, bis er wieder einen andern gepeinigt sah.

18. August 1925. Patient träumte heute nachts, daß er mit einem bekannten polnischen Mädchen, das nichts weniger als schön war, geschlechtlich verkehrte. Er hielt ihr dabei gewaltsam die Hände nach rückwärts, während sie sich heftig sträubte und ihn abzuwehren suchte, so daß das Ganze den Anschein eines Notzuchtaktes bot. Keine Pollution. Im Wachzustand nach dem Traum hatte er dann die Vorstellung, daß ein Mann geschlagen wurde.

20. August 1925. Gestern in der Nacht sei die Situation für ihn äußerst günstig gewesen. Die sadistischen Phantasien lagen ihm absolut fern, und er erwacht das erstemal ohne Erektion aus dem Schlaf. Sein Allgemeinbefinden ist ausgezeichnet. Der Reiz in der Nacht wurde wesentlich schwächer. Das weibliche Bild tritt in seinen Träumen und Phantasien in den Vordergrund, besonders von dem vorerwähnten polnischen Mädchen.

Er sah bei der Heimfahrt von der Arbeit wieder einen jungen Mann mit nacktem Oberkörper, wodurch sofort wieder die Empfindung: „Der ist stärker, ich bin schwächer" auftrat. Wie er sich aber in der Phantasie mit ihm beschäftigte, kam er ihm „klein und lächerlich" vor. Er sah untersetzt aus, die Muskeln waren übermäßig angeschwollen, „kurz in jeder Hinsicht karikiert", wodurch es überhaupt nicht zu sadistischen Vorstellungen kam.

Er habe Erinnerungstage. Nun sei es bald schon 14 Tage, daß er zum letztenmal onaniert habe. Dies sei an einem Mittwoch gewesen. Vor diesem Tag ist der Reiz immer ganz besonders gesteigert, weil er immer dächte, er könne nicht länger als zwei Tage darin abstinieren. Wenn so ein Erinnerungstag vorbei ist, wird es ihm wieder leichter. Gestern war für ihn ein kritischer Tag. Er ist jetzt so gehobener Stimmung und kann abends ruhig zu Hause sitzen, während er früher immer fortlaufen mußte, um nicht wieder abends zu onanieren.

21. August 1925. Patient hatte in der Nacht eine Pollution. Er hat keinerlei Traumerinnerungen. Er fühlt sich nicht geschwächt, sondern im Gegenteil in gehobener und zufriedener Stimmung, da er unter dem Nichtauftreten von Pollutionen eher litt.

24. August 1925. Patient fühlt sich dauernd gebessert. Die sadistischen Gedanken haben wesentlich nachgelassen. Er ist überzeugt, daß dies durch die Medizin (solution Fovleri) begründet sei. Er hatte in der ersten Woche bereits 2·5 kg zugenommen. „Gefährlich sind jetzt nur noch die Erinnerungstage." Auch Verdrießlichkeiten bringen ihn nicht mehr aus der Ruhe, während er doch früher sehr empfindlich war. „Sein Auftreten im Verkehr und in der Gesellschaft sei bestimmter und nicht mehr so zaghaft wie früher." Im Bade traute er sich früher nicht in der Schwimmhose auf eine Bank zu setzen, wo schon andere saßen, denn er fürchtete, wegen seiner Magerkeit ausgelacht zu werden. Er geniert sich überhaupt nicht mehr vor anderen. Den Vergleich: „Der ist stärker, ich bin schwächer" macht er jetzt auch, doch habe er sofort den Gedanken, „das dauert nicht mehr lang", denn er werde ja jetzt stärker. Zu sadistischen Vorstellungen kommt es jetzt überhaupt nicht mehr, und morgens erwacht er immer ohne Erektion, was früher nie vorgekommen sei. Frauen gegenüber habe er ein sicheres Gefühl, sei ihnen gegenüber auch äußerlich viel sicherer geworden. Er stellt sich häufig Frauen, die auch seinen Schönheitsforderungen entsprechen, mit sich beim Koitus vor. Es komme dabei allerdings nicht zu Erektionen.

25. August 1925. Heute seien die sadistischen Phantasien wieder ganz besonders stark, wahrscheinlich, weil morgen Mittwoch sei. Die Phantasien seien so stark gewesen, daß er sich nur mit Mühe vom Onanieren zurückhalten konnte. Seine Stimmung und sein Selbstgefühl seien aber nicht im geringsten beeinträchtigt.

1. September 1925. Patient berichtet, am 27. und 28. August onaniert zu haben. Er erwartet, da Mittwoch der Stichtag sei, daß am Ende der Woche wieder die sadistischen Vorstellungen verschwinden würden. Trotzdem traten Freitag die Phantasien wieder mit voller Vehemenz auf. Patient schlief aber trotzdem ein. Nach kurzer Zeit wachte er aber wieder mit den üblichen sadistischen Vorstellungen auf. Er rutschte dann wieder im Halbschlaf, auf dem Bauche liegend, herum, bis es zur Ejakulation kam. Diese war schwach und fast ohne Lustgefühle. Die sadistischen Vorstellungen knüpften an keine Tagesergebnisse an. Die Depression sei auffallend gering gewesen. Den nächsten Tag wurde er wieder stark von erotischen Vorstellungen geplagt. Schwächegefühl fehlte vollkommen. Am Abend wiederholte sich dasselbe in der gleichen Form. Zuerst Einschlafen und dann mit gesteigerten Phantasien Wiedererwachen und Onanie. Den nächsten Tag vollkommen frisch, ganz ohne erotische Phantasien, keinerlei Depression und Selbstvorwürfe. Wenn er jetzt einen Mann sieht, „so verblassen sofort die sadistischen Phantasien bei der Vorstellung: der ist gerade so wie ich". Nach der Ejakulation bedauerte er nur, daß dies nicht im Verkehr mit einem Mädchen gewesen sei, ohne daß eine

direkte Phantasie in dieser Richtung aufgetreten wäre. Er klagt über seine Geschlechtsmißbildung und bittet um Abhilfe.

5. September 1925. Patient kommt auffallend gedrückt und berichtet, „es sei ihm schon wieder passiert“. Er war die ganzen Tage und Nächte sehr gut. Er erwachte dann mit der Vorstellung, daß er geschlagen würde. Wer ihn schlug, war nicht festzustellen. Dann sprang die Phantasie auf eine andere Person über. Er habe vor 14 Tagen einmal jemanden gesehen, einen Mann in einem Bad. Den Mann habe er nicht sadistisch verwertet, sondern er stand ihm nur mit Achtung gegenüber. Er war fest gebaut und hatte ein ruhiges Gesicht.

Die Vorstellung, daß er selbst geschlagen würde, erregte den Patienten „nur mit der Vorstellung, daß seine Rücken- und Brustpartien mehr ausgebildet seien“. Dann verwandelte sich die Vorstellung seiner Person in die des andern. Er fühlte sich durch vier Tage ganz glänzend, hatte nicht die geringsten geschlechtlichen Phantasien. Auch die Träume hatten keine sexuelle Färbung. Er war ganz glücklich. Jetzt habe er aber in seinem Geschäft ganz besonders viel zu tun. Er war gestern abends vollständig erschöpft. Bei solchen Erschöpfungszuständen ereignet es sich überhaupt öfters, daß er onaniere. Bei der Vorstellung seiner eigenen Person schon rutschte er im Bett herum, bei der des anderen kam es dann zur Ejakulation. Er stellte sich auch Frauen im Geschlechtsverkehr mit ihm vor. Das Bild von dem geschlagenen Mann und koitierten Frau wechselte wiederholt in fünf Minuten. Auch die Frau wurde geschlagen.

Am Morgen sei er sehr verstimmt gewesen, und den ganzen Vormittag hatte er einen eingenommenen Kopf. Der Reiz sei so schwach gewesen, daß die Onanie zu vermeiden gewesen wäre. Die Frauenphantasien treten jetzt häufig auf, besonders, wenn er das Bild der geschlagenen Männer unterdrückt.

Am nächsten Tag fuhr der Patient auf einen vierwöchigen Urlaub. Nachher suchte er nicht mehr die Ambulanz auf. Auf eine Vorladung, die an seine frühere Wohnadresse gerichtet wurde, kam keine Antwort.

Wenn es unternommen wird, der an und für sich reichen Literatur zu diesem Problem einen neuen Fall hinzuzufügen, so liegt dies in der Annahme des Verfassers, daß dieser mehrfaches Interesse beansprucht. Der Patient entwirft uns nämlich selbst ein so übersichtliches Bild von der Entstehung seiner sexuellen Abartung und der Wirkung auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit, daß wir zu keinen komplizierten Deutungen gezwungen sind. Es sei daher gestattet, die charakteristischen Momente der Krankengeschichte zusammenzufassen und den verbreiteten Anschauungen über die Frage des Sadismus gegenüberzustellen.

Bis zu seinem siebenten Jahre erscheint uns die Entwicklung des Knaben eine durchaus günstige. Trotz seiner unehelichen Abkunft ordnet er sich protestlos der Umwelt ein, genießt die Sympathien seiner Umgebung, und es läßt sich keine bewußte Stellungnahme zum Sexualleben feststellen. Plötzlich kommt es zu einer auffallenden Veränderung der Persönlichkeit. Das von der Lehrerin geschätzte, brave Kind, das zur Oberschichte der Schüler zählte, „dessen Ansehen ist in der Klasse mit einem Schlage nur mehr bei Gaunereien groß“. Er gilt beim Lehrer als Rebell, und in seinem Zeugnis steht: „Er ist aufrührerisch.“ In derselben Richtung setzt nun die Entwicklung der Persönlichkeit fort, zu einem unsicheren, empfindlichen Menschen, der in ewigem Protest gegen seine Umgebung steht und sich durch alle möglichen Kniffe Geltung zu verschaffen trachtet, während er doch jede Entscheidung meidet.

Wenn wir uns nun fragen, was zu diesem unvorhergesehenen Bruch in der Entwicklungsgeschichte Anlaß gab, so stoßen wir in dieser Zeitspanne auf eine Erlebniskette, die in allen Einzelheiten reproduziert wird. Unter dem schaurigen Eindruck des Todes des Großvaters und von Erzählungen von Hölle und Fegefeuer wurde die Phantasie des Kindes in einer Form angeregt, daß es nach einem gegenüberhängenden Bild vom Sturz der Engel auf seinem ungewohnt weichen

Federbett das Auf- und Untertauchen der sich windenden Teufel in den Flammen produzierte. Einen vielleicht verwertbaren Hinweis auf eine gesteigerte Hauterotik dürften wir vielleicht als den Tatbestand erwähnen, daß der Patient noch ganz sicher aus seinem vierten Jahr das Erlebnis reproduzieren kann, daß er unter seinem Hemd nichts anhatte, als er zur Anbraucherin getragen wurde und dort dies sogar spontan erwähnt, während er nicht mehr weiß, ob ihn seine Mutter oder seine Großmutter dahin getragen habe. So kam auch unter diesen ungewohnten Bedingungen der Hautreiz dem Patienten so deutlich zum Bewußtsein, daß er sein Hemd „zur Brust heraufzog" und es so zu einer geschlechtlichen Befriedigung kam. Die Begleitumstände hatten aber solchen Affektwert, daß sie zu einer Fixierung führen mußten, so daß bald ähnliche Bedingungen den gleichen masturbatorischen Akt auslösten. Betont muß aber an dieser Stelle gleich werden, daß auch die Vorstellung des in den Wellen schwimmenden Donauweibchens zu einem gleichen Akt führte. Wir sehen nun, daß sowohl die Form der Onanie, daß nämlich der Patient im Bett am Bauche auf- und abrutscht, wie die begleitenden Phantasien von sich windenden Körpern durch 20 Jahre prinzipiell unverändert festgehalten wurden.

Doch nicht der Tatbestand der Onanie, die unter so abnormen Bedingungen vorgenommen wurde, sondern erst das teils durch äußere Faktoren unterstützte Schuldgefühl, das zu einem beständigen Vergleich des Patienten mit seiner Umgebung Anlaß gab, bildete den „nervösen Charakter", der nun zur Entwicklung kam. So scheut er sich bereits kurze Zeit später, sich vor seiner Mutter, die über seine Onanie eine Bemerkung machte, den Oberkörper zu entblößen, weil er seine Schwächlichkeit als eine Folge seiner Onanie betrachtet, und weigert sich, in der Turnanstalt den Rock auszuziehen. Jeder Altersgenosse regte ihn nur zu einem Vergleich seiner eigenen körperlichen Erscheinung mit der des anderen an. Es muß also dieser zwangsmäßig auftretende Gedanke „der ist stärker, ich bin schwächer" in die früheste Kindheit zurückreichen, während die erotisch sadistische Verwendung dieser Vorstellung sich erst allmählich entwickelt hat, und es ist nur mehr festzustellen, daß diese im 14. Jahre bereits bestanden hat. Besonderes Interesse verdient nun die Tatsache, daß nicht die in der Phantasie verwendete Person selbst, sondern erst die Vorstellung, daß diese stärker sei, denn sobald es sich praktisch herausstellte, daß dies nicht der Fall war, verlor der Betreffende jede erotische Bedeutung. Anderseits wird das Objekt der sadistischen Vorstellung dadurch, daß es geschlagen wird, nicht wie Eulenburg prinzipiell annimmt, entwürdigt, „denn der Geschlagene ist durch diese Prozedur in keiner Weise entwürdigt und steht noch immer turmhoch über denen, die ihn geschlagen haben", wodurch implizite der Schlagende, der niemals zu erkennen ist, mit der Person des Patienten, der ja immer als schwächer empfunden werden muß, identifiziert werden kann.

Aus dem gleichen Grunde verliert die Person sofort ihren erotischen Charakter, wenn sie in der Phantasie abgeschwächt oder karikiert vorgestellt wird. Ebenso scheint es im Gegensatz zu den meisten anderen beschriebenen Fällen von Sadismus hervorzuheben, daß jede Veränderung der erotischen Vorstellung im Sinne einer masochistischen ebenfalls sofort jede erregende Wirkung verliert, was ja sogar als Kunstgriff verwendet wird. Nur einmal, am Ende der Behandlung, berichtet er, bei der Vorstellung, daß seine eigene Person geschlagen wurde, erregt gewesen zu sein, doch nur unter der modifizierten Vorstellung: „daß seine Rücken- und Brustpartie mehr ausgebildet sind", was wieder der geäußerten Ansicht entspricht, daß nicht die vorgestellte Person erregend wirkt, sondern erst, daß diese stärker sei, was in dem letzten Fall einem körperlichen Ideal-Ich entspricht.

Besonders komplizierte Verhältnisse bietet aber die Objektwahl in bezug auf das Geschlecht. Bei den sadistischen Phantasien stehen Männer durchaus im Vordergrunde. Ebenso wie aber eine sexuelle Erregung bei Gleichgeschlechtigen

an besondere Bedingungen geknüpft ist, so sind die Anforderungen an Frauen, die erotisch auf ihn wirken sollen, wieder ganz scharf charakterisierte. „Die Betreffende müßte seinem Schönheitsideal direkt widersprechen, sie müßte plump, ungebildet, ungepflegt und häßlich sein.“ Wir sehen also hier fast dieselben Bedingungen, wie für die erotische Wirksamkeit bei Männern. Während er aber die bloße Vorstellung eines homosexuellen Geschlechtsverkehres mit den in seinen sadistischen Phantasien erotisch wirkenden Männern als „vollkommen unmöglich“ bezeichnet, träumt er oder onaniert er wiederholt unter der Phantasie eines Koitus, „der allerdings mehr den Charakter eines Notzuchtattentats an sich tragen müßte“. Doch sind Träume und Phantasien dieser Art recht selten. Im Gegensatz dazu habe er aber platonische Beziehungen zu Mädchen unterhalten, die seinem Schönheitsideal entsprachen. „Wenn er mit solchen Mädchen länger zusammen ist, können sich sadistische Phantasien nur schwach entwickeln.“

Das Auftreten von sadistischen Phantasien wird von einer Art Zwangsgedanken eingeleitet, in der Form von „der ist stärker, ich bin schwächer“. Immer wieder betont der Patient, seine sadistischen Vorstellungen seien lediglich durch seine eigene körperliche Schwächlichkeit begründet. Wie er vor drei Jahren einmal innerhalb dreier Wochen fünf Kilogramm zugenommen hatte, habe er sich nicht mehr geschämt, was sein Selbstgefühl wesentlich hob; so seien die sadistischen Vorstellungen sofort verschwunden.

Es war nun ein naheliegender Versuch, eine Gewichtszunahme beim Patienten anzustreben und die Wirkung zu beobachten. Tatsächlich sehen wir ein kontinuierliches Abnehmen der Vehemenz der sadistischen Phantasien. Wenn auch im ersten Moment noch der Gedanke auftaucht, „der ist stärker, ich bin schwächer“, hat er dann sofort den Gedanken „das dauere nicht mehr lang, denn er werde ja jetzt stärker“, und dann kommt es überhaupt nicht zu sadistischen Phantasien. Parallel damit treten aber heterosexuelle erotische Vorstellungen immer mehr in den Vordergrund, wobei auch darin eine Wandlung eintritt, daß die vorgestellte weibliche Person sich im Gegensatz zu früher immer mehr seinem Schönheitsideal nähert. So gleicht sich die Sexualeinstellung des Patienten so vor unseren Augen immer mehr physiologischen Grenzen an.

Besonders auffallend ist der sogenannte Stichtag, worunter er jenen Wochentag versteht, an dem er das letztemal onaniert hat. Vor diesem Tag tritt immer eine weitgehende Entmutigung des Patienten auf. Da nehmen alle erotischen Phantasien bedeutend zu, und er ist glücklich, wenn wieder diese Klippe ohne Schiffbruch umsegelt ist. Sehr ähnliche Angaben über Stichtage können wir oft von Trinkern hören. Nachdem der Patient zwei- bis dreimal wöchentlich onanierte, war eine Abstinenz von vier Wochen schon eine ziemliche Leistung und die entstandene Sexualspannung bedurfte einer Lösung. Schon früher machte er die Angabe, daß es ihm oft gelinge, trotz Erregung ohne vorausgegangene Masturbation einzuschlafen, daß er aber dann plötzlich aufwache und nicht mehr die Widerstandskraft aufbringe. Es scheint, daß in diesen Fällen die vorbereitete Pollution im letzten Moment masturbatorisch beendet wird. Die Übergänge von Pollution zur gewöhnlichen Masturbation sind ja überhaupt oft schwer abzugrenzen. Auch in diesem Fall der ersten Onanie nach der längeren Abstinenzperiode scheinen sich die Dinge so zu verhalten. Es ist nun merkwürdig, wie unbedeutend dieser die ganze Zeit befürchtete und mit Mühe vermiedene Rückfall gewertet wird. Trotzdem ist der Widerstand gebrochen, und erst nachdem er mehrmals onaniert hat, ist er vollkommen entmutigt und verstimmt. In diesem Zustand reist er nun ab und kehrt nach seinem Urlaub nicht wieder in die Behandlung zurück.

Bei der Entwicklung dieser sadistischen Entartung des Sexuallebens greifen nun zwei im Prinzip verschiedene Komponenten ineinander. Eine scheinbar zufällig sadistische Konstellation bei der ersten bewußten Onanie bleibt fixiert und

bietet dem später so auffallend in den Vordergrund tretenden Minderwertigkeitsgefühl eine willkommene Kompensationsform. Wenn das fixierte, primäre Sexualerlebnis die Grundlage bildet, so ist das unüberbrückbare Minderwertigkeitsgefühl als das auslösende Moment zu betrachten. Im Augenblick, wo das Selbstbewußtsein des Patienten gehoben wird, kehrt das Sexualleben in physiologische Bahnen zurück.

Zur Biologie und Psychologie der Affekte

Von Dr. ERWIN WEXBERG (Wien)

Wer sich über Sinn und Bedeutung der Gemütsbewegungen in den Lehrbüchern der Psychologie unterrichten will, findet in ihnen kaum mehr als eine systematische Darstellung von Einsichten, die jeder von uns auf dem Wege der Innenschau ganz allein gewinnen kann. Die Gemütsbewegung wird im allgemeinen als die spezifische Antwort oder „Reaktion" der seelischen Materie auf bestimmte Reize der Außenwelt dargestellt. Das Gleichnis der chemischen Reaktion beherrscht die Fragestellung. Und entsprechend diesem Bilde, das unserer subjektiven Erfahrung durchaus entgegenzukommen scheint, wird die mit Gemütsbewegungen reagierende Seele jeder Aktivität entkleidet, sie ist, wo es sich um affektbetonte Erlebnisse handelt, nichts anderes als der Schauplatz ablaufender Gemütserregungen, der „Spielball der Leidenschaften".

Doch gibt es vielfältige Erfahrungen auf dem Gebiete des gesunden und kranken Seelenlebens, die mit der herkömmlichen Auffassung schwer vereinbar sind. Die Tatsache, daß die Stärke der Affektreaktion durchaus nicht in direktem Verhältnis zu der Stärke des auslösenden Reizes steht, zwingt uns schon, die reagierende Persönlichkeit als wesentlich bestimmendes Moment mit in Rechnung zu ziehen. Mehr als das: ein und dasselbe Individuum kann auf dasselbe Erlebnis zu verschiedenen Zeiten verschieden reagieren; es kann — alltägliche Erfahrung lehrt es — Affektäußerungen willkürlich unterdrücken und willkürlich verstärken. Hier ist von der reinen Passivität des Reagierens nicht mehr die Rede.

Der Einwand liegt nahe, Affektäußerungen und Affekte seien zweierlei. In jenen sei zweifellos ein gut Teil Aktivität zu finden, die in der Gemütsbewegung selbst noch nicht enthalten sei. Das Schema des Affekterlebnisses sei also etwa dieses: die Außenwelt liefert einen Eindruck, der durch die Sinne aufgenommen, gedanklich verarbeitet und sodann — reaktiv — mit einer Gemütsbewegung beantwortet wird. Ob und wie stark diese Gemütsbewegung geäußert wird, hängt von mannigfaltigen Umständen ab. Der Ausdruck der Gemütsbewegung aber habe mit dieser selbst schon fast nichts mehr zu tun.

Lassen wir diesen Einwand einstweilen auf sich beruhen. Sprechen wir zunächst vom Ausdruck der Gemütsbewegung und nicht von dieser selbst.

Über diesen Gegenstand hat vor mehr als 50 Jahren Charles Darwin ein bedeutsames Buch geschrieben. Eine Fülle von eigenen und fremden Naturbeobachtungen diente ihm als Material zum Studium des Ausdruckes der Gemütsbewegungen bei Tieren und Menschen. Es hat ihm ermöglicht, die geniale Idee der natürlichen Zuchtwahl, die seiner Lehre von der Entstehung der Arten zugrunde liegt, auf dieses Sondergebiet der Affektäußerungen anzuwenden. Darwins grundlegender Gedanke besteht bekanntlich darin, daß im Kampf ums Dasein nur jene Tier- und Pflanzenarten sich behaupten konnten, die den besonderen Lebensbedingungen ihrer Umgebung verhältnismäßig am besten angepaßt waren. Angenommen etwa, es hätte irgendeinmal eine große Anzahl von Eidechsen der verschiedensten Färbung in einem bestimmten steinigen Terrain gegeben, so hatten

unter den zahlreichen Abarten derselben Gattung diejenigen die größte Aussicht, ihren Verfolgern und Feinden zu entgehen, die sich in ihrer Farbe am wenigsten von ihrer Umgebung abhoben und daher der Aufmerksamkeit ihrer Verfolger am leichtesten entgingen. Diese ihrer Umgebung angepaßten Eidechsen überleben also in größerer Zahl als die anderen und können sich daher auch zahlreicher fortpflanzen. Unter ihren Nachkommen wird es eine viel geringere Zahl von mangelhaft angepaßten Individuen geben als in der vorhergehenden Generation. Und wieder vollzieht sich die Auswahl durch den Kampf ums Dasein: die am besten angepaßten Individuen überleben und pflanzen sich fort. So ergibt sich im Ablauf der Generationen eine Züchtung der zweckmäßigen Eigenschaften, eine fortschreitende Vervollkommnung der Schutzfarbe, Mimicry genannt. Das Ergebnis der durch ungezählte Generationen fortgesetzten natürlichen Zuchtwahl sind Tiere, deren anatomischer Bau und deren physiologische Funktionsbereitschaft den Eindruck einer „gottgewollten" Zweckmäßigkeit erwecken, wie etwa die flinke, kleine Lazerte des Karstgebietes, die genau dieselbe Farbe hat wie die Steine, innerhalb deren sie lebt, so daß man sehr gute Augen haben muß, um sie zu sehen, wenn sie in Ruhe ist; bewegt sie sich aber, so ist sie durch ihre Schnelligkeit noch wirksamer geschützt.

Wir sehen: die Darwinsche Theorie zeigt den Weg, die unverkennbare Zweckmäßigkeit in der Organisation von Lebewesen gewissermaßen mechanisch entstanden denken und zu verstehen, ohne die Annahme einer göttlichen Vernunft, die in ihrer Weisheit jedem Wesen die Eigenschaften verliehen hätte, deren es bedarf. Fortan war man imstande, den Zweckgedanken in der Biologie zu verfolgen und doch auf die Hypothese vom göttlichen Ursprung alles Seienden zu verzichten. Es gab, gewissermaßen, eine Teleologie, frei von Theologie.

Auf die Frage vom Ausdruck der Gemütsbewegungen angewandt, wurde dieser Gedanke zum heuristischen Prinzip: es galt, für jede Ausdrucksbewegung des Tieres oder des Menschen jene naturgegebene Situation zu finden, in der sie sich als zweckmäßig und notwendig im Kampf ums Dasein erwies. Damit war gleichzeitig ihr biologischer Sinn und der Mechanismus ihrer Züchtung gegeben.

Nun darf man sich die biologische Forschung in dieser Richtung durchaus nicht als leicht und einfach vorstellen. Die große Mehrheit der Ausdrucksbewegungen bei Tieren und Menschen ist zunächst scheinbar sinn- und zwecklos. Gelingt es, nur hie und da eine unter vielen teleologisch zu verstehen, so will das schon viel besagen. Ein Beispiel: als Ausdruck des Entsetzens fand Darwin weit aufwärts in der Tierreihe einen und denselben Reflex: das Sträuben der Haare bei Säugetieren, der Federn bei Vögeln. Es gelang ihm nun, mit großer Sicherheit nachzuweisen, daß dieser zunächst rätselhafte Vorgang einen guten Sinn hat: durch das Sträuben der Haare und Federn erscheinen diese Tiere größer, ansehnlicher — man denke etwa an den gereizten Löwen, der seine Mähne sträubt — sie sind dadurch imstande, den Gegner im Kampfe, den sie selbst fürchten, in Angst zu versetzen und so wirksam einer Gefahr zu begegnen, der sie durch die Flucht nicht zu entrinnen vermöchten. So wird eine und dieselbe Ausdrucksbewegung, die nichts Willkürliches an sich hat, sondern durchaus als Reflex abläuft, zum Ausdruck der Angst und der Kampfbereitschaft und Wut, wie dies etwa bei der Henne, die mit gesträubten Federn ihre Jungen gegen einen Angriff verteidigt, ganz deutlich ist. Beim Menschen, der schon seit unzähligen Generationen domestiziert, das heißt dem Leben in der freien Natur entzogen ist, ist von jenem Reflex des Haaresträubens nicht mehr viel übriggeblieben: die „Gänsehaut", die uns überläuft, wenn uns gruselt, und das Sträuben der Kopfhaare im höchsten Entsetzen, von dem man in übertreibenden Schilderungen nicht selten liest, das aber nur wenige Menschen wirklich erlebt haben dürften. Der uralte ererbte Reflex ist, zwecklos geworden, offenkundig in Rückbildung begriffen. So wie er heute besteht, hat er für uns wohl keinen aktuellen Sinn mehr; aber für die Menschenvorfahren,

die gewiß noch am ganzen Körper behaart waren, muß er jenen Sinn der „moralischen“ Erschütterung des Gegners gehabt haben, den er bei anderen Tiergattungen noch heute besitzt.

Damit haben wir aber ein psychologisch äußerst bedeutsames Prinzip entdeckt: der Ausdruck jener Gemütsbewegung, die die Reaktion auf eine Gefahr darstellt, ist gleichzeitig ein sinnvolles Mittel zur Abwehr der Gefahr. Im Sinne Darwins haben wir anzunehmen, daß jene Tierindividuen, die über den Reflex des Haaresträubens im Augenblick der Gefahr verfügten, im Kampf ums Dasein vor den andern, die das nicht konnten, etwas voraus hatten und daß daher dieser Reflex dank seiner Zweckmäßigkeit gezüchtet wurde.

Nun ist es ohne weiteres ersichtlich, daß in diesem Mechanismus, der sich durch die Formel „Gefahr-Entsetzen-Haaresträuben“ ausdrücken läßt, der Affekt „Entsetzen“ selbst eine ganz nebensächliche Rolle spielt. Von entscheidender Wichtigkeit sind offenbar vor allem Anfangs- und Endpunkt der Reihe, die Gefahr und ihre Wahrnehmung einerseits, das Aufrichten der Haare anderseits. Sinn und Zweckmäßigkeit dieses Vorganges würden durchaus erhalten bleiben, wenn sein subjektiver Anteil — die Empfindung der Furcht oder des Entsetzens — wegfiele und nur sein objektiver Anteil vorhanden wäre. Wir können noch weitergehen und fragen: woher wissen wir überhaupt, daß das Pferd, das die Mähne sträubt, Angst und Entsetzen empfindet? Wir nehmen es an, weil wir uns unter ähnlichen Bedingungen ähnlich verhalten und dabei das subjektive Erlebnis der Angst haben. Aber zwingend ist dieser Analogieschluß durchaus nicht. Streng genommen ist er es nicht einmal, wenn wir aus der Ausdrucksbewegung eines Menschen auf eine bei ihm ablaufende Gemütsbewegung schließen. Wir haben keinerlei Möglichkeit, das Subjektive, das wir bei uns Angst nennen, mit dem Subjektiven, das jener Angst nennt, zu vergleichen. Keine Brücke führt von unserem Ich zu seinem, es sei denn die der Ausdrucksbewegungen und sprachlichen Äußerungen, die doch immer wieder nur Objektives und nie Subjektives darstellen.

Demnach kann sich also exakte naturwissenschaftliche Beobachtung wohl mit dem Ausdruck der Gemütsbewegungen befassen, nicht aber mit diesen selbst, weil diese uns nicht objektiv gegeben sind. Damit ist nicht behauptet, daß sie uns gar nicht gegeben wären. Aber sie fallen nicht in die Ebene der objektiven Erscheinungen und haben deshalb im Rahmen einer biologischen Psychologie keinen Platz. Was uns hier interessiert, ist immer nur die Affektäußerung, nie der Affekt als solcher.

Ähnlich dem Haaresträuben lassen sich noch eine ganze Reihe von Affektäußerungen teleologisch als Sicherungsmaßnahmen verstehen. Der Schrei des Entsetzens z. B. mag einmal dem jungen Tier gedient haben, um im Augenblicke der Gefahr seine Eltern herbeizurufen, sowie der Brunstschrei des Hirsches, der Gesang der Drossel nicht eigentlich der poetischen Darstellung der Liebesempfindung, sondern vor allem der Anlockung des Weibchens dienen. Das durch Generationen vererbte Training hat diese ursprünglich zweckhaften Äußerungen automatisiert und derart unwillkürlich gemacht, daß sie anscheinend rein reaktiv, als Ausdruck von Gemütsbewegungen, auch dann eintreten, wenn im gegebenen Fall der Zweck nicht erreicht werden kann. Das weit aufgerissene Auge, der vortretende Augapfel des ängstlich-gereizten Tieres hat offenbar denselben Sinn wie das Sträuben der Haare: es soll dem Gegner Furcht einjagen (Darwin). Das Reh, das auf die Wahrnehmung eines bedrohlichen Geräusches blitzschnell zusammenzuckt, bringt auf diese Art seine gesamte Muskulatur in Bereitschaftsspannung zum rettenden Sprung ins Dickicht. Daß wir Menschen noch bei einem plötzlichen Geräusch zusammenfahren, kann uns freilich nichts mehr nützen, weil wir nicht mehr in primitiven Verhältnissen leben. Was sich geändert hat, ist nicht der Reflex, sondern es sind unsere Lebensbedingungen. So wird aus dem

ursprünglich sinnvollen ein scheinbar reaktiver Reflex. Wenn ungeheure, unabwendbare Gefahren lähmend wirken und den Atem stocken lassen, so haben wir es vermutlich mit den Überresten jenes Totstellreflexes zu tun, den man auch bei Käfern sieht: Gegner, die nur lebende Beute suchen, Kadaver aber verschmähen, ließen das „angstgelähmte", wie tot hingestreckte Tier liegen. So kann auch die Schreckhypnose unter naturgemäßen Lebensbedingungen lebensrettend wirken. Ist sie aber einmal durch Training, Automatisierung und Vererbung in den physiologischen Besitzstand einer Tiergattung übergegangen, dann bleibt sie als scheinbar reaktive und zweckfreie Affektäußerung auch dann bestehen, wenn die äußeren Lebensbedingungen sich längst geändert und den Totstellreflex überflüssig oder zwecklos gemacht haben.

Schwerer zu deuten sind andere Erscheinungen der ängstlichen Erregung, wie etwa das Herzklopfen, Muskelspannungen und Zittern, unwillkürliche Blasen- und Darmbewegungen. Sie entsprechen einem Zustand der Erregung des vegetativen Nervensystems, den wir auch unabhängig von Gemütsbewegungen bei gewissen Krankheiten, wie etwa bei der Basedowschen Krankheit, auftreten sehen. Ich habe, von klinischen Beobachtungen ausgehend, die Vermutung, daß ein Teil dieser Erscheinungen, insbesondere die lebhafte Herztätigkeit, den biologischen Zweck verfolgt, in gefahrvollen Situationen schlafstörend zu wirken. Man denke an eine von Raubtieren verfolgte Herde, die todmüde auf der Flucht haltmacht. Die Einrichtung des Wachtpostens besteht bei höher organisierten Herdentieren ohne Zweifel. Dieser Wachtposten würde offenbar von Müdigkeit überwältigt werden und einschlafen, wenn er nicht über physiologische Mechanismen verfügte, die ihn daran hindern. Das Herzklopfen und die sonstige Steigerung der unwillkürlichen Muskeltätigkeit sind offenbar geeignete Mittel, den Schlaf hintanzuhalten. Jeder von uns, der einmal versucht hat, im Zustande ängstlicher Spannung zu schlafen, weiß, daß das unmöglich ist. Trauer läßt uns schlafen; Zorn über ein vergangenes Ereignis legt sich in der Stille der Nacht und die Augen fallen uns zu; aber wer Angst hat, liegt mit klopfendem Herzen wach, solange die Ursache der Beängstigung nicht beseitigt ist. Es gibt also anscheinend eine Form der Angst, die in verständliche Worte übersetzt, etwa folgenden Sinn hat: ich will nicht schlafen. Es sind naturgemäße Lebensbedingungen denkbar, in denen die Angst als Schlafstörung lebensrettend wirken konnte.

Was von den Ausdrucksformen der Angst gilt, läßt sich mutatis mutandis bei anderen Gemütsbewegungen ebenso durchführen. So versuchte in neuerer Zeit ein englischer Autor in geistvoller Weise eine Biologie des Weinens zu begründen: Die Tränendrüsen haben zunächst keine andere Aufgabe als die, die Hornhaut des Auges von Verunreinigungen, die das Sehen behindern, zu befreien. Ferner treten sie bei großer Ermüdung in Tätigkeit, kurz bevor die Augenlider, vom Schlaf überwältigt, sich schließen. Dieses reflektorische „Weinen" aus körperlichen Ursachen stellt nun bei einem Tier, das mit anderen seinesgleichen im Rudel läuft, ein Symptom höchster Bedrohung dar. Denn das Tier, das durch Behinderung seines Sehvermögens — weil ihm ein Sandkorn ins Auge geraten ist — oder durch äußerste Müdigkeit Tränen in den Augen hat, kann alsbald nicht mehr mit und geht, von seinem Rudel getrennt, unfehlbar zugrunde. Wenn aber seine Nachbarn im Rudel in seinen tränenden Augen die Gefahr lesen, die ihm droht, so werden sie, statt den Gefährten im Stiche zu lassen, bei ihm bleiben, bis er sich erholt hat. Überdies wird die mühsam angestrengte Atmung des übermüdeten Tieres — Vorläufer des Schluchzens — als akustisches Notsignal den andern melden: Helft mir, ich kann nicht mehr weiter! So werden Weinen und Schluchzen zum Signal der Kampf- und Laufunfähigkeit und der Hilfsbedürftigkeit überhaupt. Und heute noch ist das Weinen, eine willkürlich-unwillkürliche Reflexverstärkung, vor allem ein Appell an das Mitleid der Umgebung, dann aber ein Ausdruck des Mitleids mit sich selbst. Wieder zeigt uns das Beispiel, daß vom objektiven Anlaß — dem

Unglücksfall, der durch äußere Umstände eingetretenen Hilflosigkeit — zum ebenfalls objektiv gegebenen Ausdruck der Gemütsbewegung — dem Weinen — eine direkte Linie der biologischen Zweckmäßigkeit führt, zwischen die sich bloß subjektiv, unkontrollierbar sozusagen, die Gemütsbewegung selbst, der Schmerz oder die Trauer, einschiebt.

Von der Biologie des Ausdruckes der Gemütsbewegungen bis zur Psychologie der Affekte ist nur ein Schritt. Es war Alfred Adler, dem Begründer der Individualpsychologie, vorbehalten, den Grundsatz von der immanenten Teleologie des Seelenlebens auch auf die Gemütsbewegungen auszudehnen. Um sie individualpsychologisch zu verstehen, braucht es nur eines: die künstliche Trennung zwischen dem subjektiven und dem objektiven Anteil der Erscheinung, zwischen der Gemütsbewegung und ihrem Ausdruck, muß fallen und die Erscheinung als Ganzes muß dem Ganzen der Persönlichkeit eingeordnet betrachtet werden.

Ein sechsjähriges Mädchen fürchtet sich, abends allein ein dunkles Zimmer aufzusuchen. In die Unterhaltung über diesen Gegenstand mischt sich ihre um ein Jahr ältere Freundin, die in ähnlichen Lebenslagen auch nicht immer viel mutiger ist, mit der sachverständigen Bemerkung: „Ach, sie fürchtet sich ja gar nicht; sie will bloß, daß jemand sie begleitet!" Die kleine Psychologin hat recht und unrecht: recht insofern, als sie das Zielgerechte des ganzen Vorganges einwandfrei durchschaut. Denn daß die Sechsjährige es darauf abgesehen hat, von irgend jemand begleitet zu werden, steht ganz außer Zweifel. Unrecht hat aber ihre Freundin darin, daß sie die Furchtempfindung als solche bestreitet und die Jüngere so gewissermaßen der Lüge zeiht. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß das Kind sich „wirklich" vor dem dunklen Zimmer fürchtet, das es allein betreten soll. Der Affekt stellt sich dort ein, wo er notwendig ist; er ist eins mit seiner Äußerung, in diesem Fall also eins mit dem Wunsch nach Begleitung. Gemütsbewegung und ihr zweckgerechter Ausdruck sind eins und dasselbe, die streitbare Angst der Henne ist vom Reflex des Federnsträubens nur künstlich zu trennen. Was uns beim ängstlichen Kind den Vorgang unverständlich macht, ist zweierlei: erstens die unmittelbare Einfühlbarkeit des Affekts — aus unserer Erinnerung können wir ganz leicht ähnliche Situationen wachrufen, in denen wir Angst empfanden und keinerlei bewußten Zweck damit verfolgten; zweitens aber die Tatsache, daß uns die angenommene Zielsetzung des ängstlichen Kindes — nicht allein gelassen zu werden — nicht unmittelbar einleuchtend erscheint, weil wir keine reale Gefahr sehen, der die Sicherungstendenz des Kindes dienen könnte.

Was nun den ersten Einwand anbelangt, so lehrt uns das der Affektpsychologie nahe verwandte Gebiet der Neurosenpsychologie, daß Zielsetzungen dem Individuum durchaus nicht immer bewußt sind. Im Gegenteil: gewisse Ziele können wir nur dann wirksam verfolgen, wenn wir uns über die Tatsache, daß wir sie verfolgen, nicht ausdrücklich Rechenschaft ablegen. Man denke etwa an die große Zahl von „Kriegszitterern", die während des Weltkrieges die Krankenhäuser aller Nationen füllten. Die Bedauernswerten hatten jenes Zittern der Angst und des Entsetzens, von dem sie beim Einschlag einer Granate in den Schützengraben befallen worden waren, gewissermaßen über den Anlaß hinaus beibehalten und zitterten, längst im Hinterland geborgen, weiter, ohne dabei noch Angst zu empfinden, ohne sich selbst darüber klar zu sein, daß das Zittern ursprünglich eine Ausdrucksbewegung ihrer Angst war, daß sie sich also noch immer so verhielten, als ob sie Angst hätten. Die an Zehntausenden wiederholte Beobachtung aber hat uns bald unzweifelhaft darüber aufgeklärt, daß das Zittern dieser Nervenkranken eines ganz bestimmten Zweckes nicht entbehrte: solange sie es nämlich beibehielten, konnten sie nicht wieder zur Front geschickt werden. Hier hat also die Ausdrucksbewegung der Angst in dem hochdifferenzierten Milieu des modernen Lebens für einen besonderen Fall ihre ursprüngliche biologische Funktion wiedererhalten: sie dient als Sicherung vor eben jener Gefahr, der die Angst entstammte.

Daß aber den Kranken selbst der Zusammenhang nicht bewußt war, ergab sich von selbst. Hätten sie es gewußt, sie wären vor sich selbst Simulanten und nicht Kranke gewesen, eine Erkenntnis, die mit dem sittlichen Persönlichkeitsideal der meisten von ihnen unvereinbar war. Dazu kommt aber auch, daß der bewußte Vorsatz, nervöses Zittern zu simulieren, niemals ein Krankheitssymptom von solcher Vollkommenheit und Stetigkeit zustande brächte wie die unbewußt ablaufende Automatisierung auf dem Umweg über den Affekt. Wir dürfen sagen: das Zittern des Kriegsneurotikers ist Angst vor der Front und es ist gleichzeitig die Tendenz, sich dem Frontdienst zu entziehen, mag der Betreffende subjektiv dabei denken und empfinden was immer. So betrachtet, ist es freilich nicht verwunderlich, daß das Zittern regelmäßig aufhörte, wenn der Betreffende durch irgendwelche Umstände dem Frontdienst ohne sein Zutun entzogen war; ebensowenig verwunderlich, wenn die Armen durch schmerzhafte elektrische Ströme, die einer Erpressung durch Folter gleichkamen, „geheilt" wurden.

Was für den Kriegsneurotiker gilt, gilt in gleichem Maße für das gesunde, aber ängstliche Kind. Die Forderung, immer begleitet und behütet zu werden, wagt es nicht zu erheben. So produziert es die Angst, um ohne Verantwortung vor sich und den andern dasselbe Ziel zu erreichen. Es zwingt etwa die Mutter unter Hinweis auf seine Angst, abends stundenlang an seinem Bette zu sitzen und ihm Geschichten zu erzählen, bis es einschläft. Es wacht nachts aus einem ängstlichen Traume schreiend auf, Mutter eilt zu seinem Bette und bleibt doch wieder eine halbe Stunde lang bei ihm. Sollte es für den Angsttraum nicht „verantwortlich" sein? Dann wäre es kaum verständlich, daß dasselbe Kind niemals Angstträume hat, wenn es bei Mutter im Bette schlafen darf. Aber das Bild der höchsten Angst und Hilfsbedürftigkeit, das die Mutter zu ihm zwingt, bringt kein Kind durch „Simulation" zustande. Und es bedarf auch der Simulation nicht. Die Tendenz „man soll zu mir kommen und bei mir bleiben" ist gleichbedeutend mit wirklicher Angst, die ihren physiologischen Ausdruck in Zittern, Herzklopfen, Aufschreien und dergleichen findet. Wie die Angst aber „rationalisiert", das heißt begründet wird — durch „Gespenster", Einbrecher, ängstliche Träume — ist eigentlich belanglos.

Die zweite Frage aber: warum denn das Kind durchaus die Mutter bei sich haben will — mit anderen Worten, die Frage nach seiner Angstbereitschaft — führt uns weiter. Sie zwingt uns, die seelische Struktur des Kindes in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, wie Alfred Adler sie uns kennen gelehrt hat.

Daß das neugeborene Menschenkind durchaus unselbständig, schwach, wehrlos und auf die Hilfe der Umgebung angewiesen ist, hat es mit den Jungen der meisten höheren Tiergattungen gemeinsam. Wodurch es sich aber von diesen unterscheidet, ist die Tatsache, daß dieser Zustand der Hilflosigkeit und Unselbständigkeit noch weit in eine Entwicklungsperiode hineinreicht, wo Sinnesfunktionen und Verstandestätigkeit schon hoch entwickelt und wo vor allem die Unterscheidung zwischen Ich und Außenwelt schon vollzogen ist. Während also die Tiere zum mindesten gleichzeitig mit ihrer geistigen Erlebnisfähigkeit auch schon ihre volle Selbständigkeit erreichen, gelangt das Menschenkind dazu, seine Hilflosigkeit zu erleben. Das Erlebnis der eigenen Hilflosigkeit — Adler nennt es das Gefühl der Minderwertigkeit — steht am Beginn der seelischen Entwicklung beim Kinde. Wollen wir dieses Gefühl der Minderwertigkeit, das sich affektiv als Angst äußern muß, biologisch verstehen, so werden wir in ihm eine Zielsetzung suchen, die nur in der Tendenz bestehen kann, von dem Gefühl der Schwäche und Hilflosigkeit weg zu einem Gefühl der Selbständigkeit, der Geltung, Macht und Sicherheit zu gelangen.

Das kindliche Geltungsstreben — letzten Endes selbst ein Ausdruck seines Minderwertigkeitsgefühls, seiner Angst — kann verschiedene Wege einschlagen. Einer von ihnen ist etwa das Streben nach Vervollkommnung seiner Funktionen,

nach realem Fortschritt: das Kind lernt sich aufsetzen, es lernt sprechen, seine Bedürfnisse äußern, es lernt gehen. Ein zweiter Weg knüpft an die Tatsache an, daß das Kind von seinen ersten Lebenstagen an die Hilfsbereitschaft der erwachsenen Umgebung als wertvolle Bundesgenossenschaft kennenlernt. Wie das Mitglied der Urhorde, das weinen lernt, um sich der Hilfe seiner Gefährten zu versichern, so gelangt nun auch das Kind dazu, unter Ausnützung seiner Hilflosigkeit die Erwachsenen in seinen Dienst zu stellen. So knüpfen sich die ersten Beziehungen zur Mitwelt in einer Form, die der besonderen Situation des Kindes angepaßt ist: als Herrschsucht oder als Kinderangst, die das Kind mit einer Schar bereitwilliger Helfer umgibt und es seine Schwäche vergessen läßt. In gewissem Sinne ist dieser zweite Weg dem ersten entgegengesetzt; denn je mehr das Kind sich durch reale Fortschritte zur Selbständigkeit entwickelt, desto mehr muß es auf die Hilfsbereitschaft der Erwachsenen, mit der es rechnet, verzichten. Es kommt die Zeit, wo es geneigt ist, den nahegerückten Augenblick weitgehender Selbständigkeit noch hinauszuschieben, um nicht der täglichen Hilfe der Erwachsenen entbehren zu müssen. In dieser Zeit — im Ausgang der ersten Kindheit — pflegen sich Regungen von Kinderangst auch bei gesunden Kindern oft deutlich zu zeigen. Daß dasselbe Kind in realer Gefahr sehr mutig sein kann, wenn sein Ehrgeiz, sein trotz allem lebendiger Wunsch nach Selbständigkeit im Spiele ist, beweist nur, daß es sich bei der Kinderangst oft wirklich nur um eine Geste handelt, für die Erwachsenen bestimmt: vergeßt nur nicht, daß ich euer noch bedarf!

Im gleichen Schrittmaß wie die Entwicklung zur Selbständigkeit macht sich aber der biologisch gegründete Herdeninstinkt geltend, den wir beim Menschen als Gemeinschaftsgefühl bezeichnen. Er stellt die vollendetste Stufe der Sicherung dar, die einzige Form der Sicherung, die geeignet ist, zur endgültigen Überwindung der kindlichen Angst, des Minderwertigkeitsgefühls zu führen. Es ist leicht ersichtlich, daß das Gemeinschaftsgefühl erst dann wirklich lebendig werden kann, wenn das Kind durch den natürlichen Fortschritt seiner Funktionen bereits zu einem erheblichen Grad innerer Sicherheit und des Glaubens an sich gelangt ist. Denn der biologische Sinn des Gemeinschaftsgefühls ist G e g e n s e i t i g k e i t der Hilfe. Erst wenn der Mensch zu dem Bewußtsein erwacht, daß er selbst den andern ebensoviel zu geben hat wie sie ihm, wird er reif zur Liebe ohne Herrschsucht und ohne Angst. Diese Stufe zu erreichen, ist Aufgabe eines ganzen Menschenlebens, nicht nur der Kindheit, und sie wird nie vollkommen erreicht. Wir sind alle weder Engel noch Götter, und die leiseste Erschütterung unseres Selbstwertgefühls genügt, uns wieder auf kindliche Methoden zurückgreifen, in der Angst und ihren mannigfaltigen Ausdrucksformen unser Heil suchen zu lassen.

Auf dieser Stufe der Entwicklung nimmt die Affektivität neue Formen an. Liebevolle Hingabe entspricht der gesunden Sicherungstendenz des Gemeinschaftsgefühls. Nichts anderes als einen speziellen Fall dieser Menschenliebe stellt die erotische Zuneigung zu einem Menschen des andern Geschlechts dar. Freilich ist dies das Ideal, dem man sich nähern, das man aber nie erreichen kann. Was wir gemeinhin erotische Zuneigung nennen, ist ein individuell wechselndes Gemisch aus infantilem Geltungsstreben und Gemeinschaftsgefühl, als solches unverkennbarer Ausdruck der Persönlichkeit. Die Liebe nimmt Zielsetzungen in sich auf, die mit dem Gemeinschaftsgefühl wenig zu tun haben. Sie ist oft vor allem die anhängliche Herrschsucht des Kindes, die dem Partner Verpflichtungen auferlegt, um, wenn möglich, mehr an Hingabe zu erhalten, als es zu geben geneigt ist. Lieben heißt in solchen Fällen Besitzenwollen. Sie ist auch das angemaßte Recht auf Eifersucht, die unter dem Titel „Liebe" den Partner tyrannisiert und feindselig mit Konkurrenten anbindet. Oder sie ist die nach Bewunderung dürstende Eitelkeit eines, der nicht an sich glaubt und der sich in dem Augenblick „verliebt", wo er beim Partner Anzeichen der anbetenden Verehrung wahrzunehmen glaubt. Sie ist wohl auch gelegentlich L u s t h u n g e r, der sinnlichen Genuß — biologisch die Prämie für

die Erfüllung einer Lebensaufgabe — als Selbstzweck und Triumph eines Persönlichkeitsgefühls mißversteht, das aus innerer Unsicherheit diesen bequemen, aber gefährlichen Irrweg sucht.

Die Theorie der Gemütsbewegungen wäre nicht vollständig, wenn wir es unterließen, auf Sinn und Bedeutung des Lusthungers einzugehen. Weit über das sexuelle Gebiet hinaus stellt die Fähigkeit zur Lustempfindung biologisch einen Wegweiser dar, der unabhängig von Einsicht und Verstehen die Erreichung gewisser Lebensziele — Selbsterhaltung, Arterhaltung — garantieren soll. Ein wohlorientierter Instinkt läßt das Tier die richtige Nahrungsaufnahme, den richtigen Wärmeschutz, die richtige Körperbewegung, die richtige Geschlechtsbetätigung und anderes mehr als lustvoll empfinden. Zweifellos hängt es mit der Tatsache der menschlichen Domestikation zusammen, daß diese Lustinstinkte, zum Teil biologisch überflüssig geworden, durch soziale, wirtschaftliche, kulturelle Vorkehrungen ersetzt sind und nun, durch Vererbung immer noch vorhanden, dem Mißbrauch, der Verwertung im Dienste lebensfremder Tendenzen zur Verfügung stehen. Es beginnt beim Kinde, dem Näschereien fürsorglich verweigert werden, während die Erwachsenen sich ihrer ungehemmt bedienen, und das nunmehr den uneingeschränkten Genuß von Süßigkeiten zur Frage des persönlichen Prestige erhebt. „Erwachsensein“, „Selbständigsein“ bedeutet nun vor allem genießen dürfen, was ihm beliebt, Naschwerk, Zigaretten, Alkohol, Belustigungen aller Art. Aus kindlicher Genäschigkeit wird durch andauerndes Training ein Lusthunger, der seinem Ursprung und seiner Bedeutung nach nichts anderes ist als eine besondere Art des Ehrgeizes. Wer niemals einen Rausch gehabt, so meint man, der sei kein rechter Mann. Und ein rechter Mann zu sein, ist doch wohl des Lebens höchstes Ziel? So sehen wir einen ganzen Typus von Menschen ihr Leben in der Jagd nach Genuß vertun und, ganz im ängstlichen Geltungstrieb des naschhaften Kindes befangen, ihre Lebensaufgabe verkennen.

Als innere Rechtfertigung dient ihnen allen aber die angeblich elementare Gewalt eines Triebes, den sie selbst systematisch im Sinne des Lusthungers und ihres Geltungsstrebens gezüchtet haben, den sie so groß gemacht haben, daß er nun stärker zu sein scheint als sie selbst. Einzig dieser Tendenz ist nunmehr das ganze Affekterleben untergeordnet. Abstinenz wird unerträglich, weil es den Beweis gilt, daß der Wille nichts sei, der Trieb alles. Scheinkämpfe gelten den angeblichen Versuchen zur Entwöhnung von Masturbation, Alkohol- oder Nikotinmißbrauch, Versuchen, die unschwer gelingen müßten, wenn sie ernst gemeint wären, die aber in Wahrheit immer nur der Demonstration dienen, daß der Geist stark, das Fleisch aber schwach sei, Selbstanklage und angemaßtes Heldentum zugleich. Entwöhnungsversuche, die mit der überspannten Zielsetzung der siegreichen Willensstärke, die „alles kann, was sie will“, unternommen werden, sind von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

So liegt auch den Affekterlebnissen der entfesselten und gehemmten Lustinstinkte letzten Endes das Gefühl der Minderwertigkeit, die Angst und ihre Folgeerscheinungen zugrunde. Damit soll natürlich die Sinnenfreude als solche nicht in Acht und Bann getan werden. Sie dient beim gesunden, lebens- und arbeitsfähigen Menschen der Entspannung und Erholung zu weiterer Arbeitsfähigkeit oder — im Bereiche des Geschlechtlichen — der Krönung und festlichen Besieglung des Bundes zweier Menschen, die sich lieben. Wo aber die Lust zum eigentlichen Lebenszweck erhoben wird, dort kann man recht eigentlich von Mißbrauch natürlicher Instinkte sprechen. Auch damit ist ein Werturteil nicht gemeint, sondern nur festgestellt, daß die Lustinstinkte ihrem biologischen Sinn entzogen und in den Dienst des der Angst entstammenden Geltungsstrebens gestellt wurden.

Einen ähnlichen Mechanismus sehen wir bei der Affektlage des Zornes am Werke. Hier kann freilich von einer „legitimen“, biologisch gerechtfertigten Gemütserregung unter den jetzt gegebenen Kulturverhältnissen nicht mehr die Rede sein.

Für Urmenschenhorden mögen Kampfinstinkte unentbehrlich gewesen sein. Doch schon unter natürlich-tierischen Verhältnissen sahen wir in der oben geschilderten Darwinschen Beobachtung des Haaresträubens die nahe Verknüpfung zwischen Angst und Zorn, der Kampfsituation entsprechend, gegeben. Im heutigen Zustande der weitgehenden Domestikation der Menschen jedoch könnte man die Zornmütigkeit fast als atavistischen Rückschlag betrachten, wenn sie nicht allzusehr verbreitet wäre, um als Ausnahme zu gelten. Sicher ist, daß die zornige Erregung, ihrer biologischen Wertigkeit als eines Kampfmittels entkleidet, nur mehr der Verknüpfung mit der Angst ihr Fortbestehen als Überkompensation eines Minderwertigkeitsgefühls verdankt. Der ausgeglichene, seiner selbst sichere Mensch kann nicht aufbrausen. Mit Recht wird Jähzorn als Kennzeichen der Nervosität betrachtet, wenn wir unter „Nervosität“ nicht etwa eine Krankheit, sondern eine spezifische Charakterbildung verstehen, die aus einem verstärkten Minderwertigkeitsgefühl und den daraus erwachsenden Sicherungen und Bereitschaften erwächst. Wer nicht an sich glaubt, wird um so eher geneigt sein, jede Bedrohung seines künstlich erhaltenen Prestige mit einer Aufwallung gereizter Männlichkeit zu beantworten, die den Gegner einschüchtern und so das eigene Selbstwertgefühl wiederherstellen soll. Daß auch unter den körperlichen Begleiterscheinungen der zornmütigen Erregung beim Menschen — ebenso wie bei Tieren — solche sind, die genau so dem scheinbar entgegengesetzten Affekt der Angst zukommen — Zittern, Herzklopfen, Blässe — kann nur als Bestätigung für die nahe Verknüpfung zwischen Angst und Zorn bewertet werden.

Suchen wir uns nun abschließend in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die sich in der Form von Gemütsbewegungen darbieten, vorläufig zu orientieren, so können wir im Sinne unserer teleologischen Betrachtungsweise zwei Grundaffekte unterscheiden, die man einfach als den Affekt der Angst und den Affekt der Liebe bezeichnen könnte. Sie entsprechen den beiden Grundtendenzen des Seelenlebens, wie sie uns Alfred Adler kennen gelehrt hat: Gefühl der Minderwertigkeit mit seinen Folgen, Geltungsstreben usw. auf der einen Seite, Gemeinschaftsgefühl auf der anderen Seite. Die nicht eigentlich zu den Gemütsbewegungen zu rechnende, aber ihr nahe benachbarte Gruppe der Lustinstinkte tritt hinzu, und aus der vielfältigen Verschränkung (Adler) der mannigfaltigen Triebe und Affektbereitschaften ergibt sich das buntbewegte Innenleben des menschlichen Wesens, individuell, zeitlich und örtlich verschiedenartig bewegt und bestimmt durch Charakter und Situation.

Zum Entwurf des österreichischen Gesetzes über die Behandlung jugendlicher Rechtsbrecher

Von Dr. ROBERT LAZARSFELD (Wien)

Mit dem Entwurf nehmen Begriffe und Methoden in die österreichische Justizgesetzgebung ihren Einzug, welche ihr bisher fremd waren und für deren Ausbildung und praktische Anwendung sich die Individualpsychologie seit langem mit Erfolg bemüht. Vor allem ist zum erstenmal die Besserung als — wohl alleiniger — Strafzweck mit Bestimmtheit ausgesprochen. Das Gesetz spricht von der zur Wandlung der Gemütsart und zur Überwindung der schädlichen Neigungen des Jugendlichen erforderlichen Strafdauer. Das Gesetz unterscheidet zwischen Unmündigen bis vierzehn und den Jugendlichen im engeren Sinn zwischen vierzehn

und achtzehn Jahren. Der Unmündige ist überhaupt nicht strafbar. Aber auch der Jugendliche von vierzehn bis achtzehn Jahren ist nicht strafbar, wenn er aus besonderen Gründen noch nicht reif genug ist, das Unerlaubte seiner Tat einzusehen oder dieser Einsicht gemäß zu handeln. Es ist hier nicht der Ort, alle jene Bestimmungen des Gesetzes darzustellen, welche Milderungen und Erleichterungen für die Jugendlichen bringen, es handelt sich hier nur darum, die pädagogischen und psychologischen Methoden zu zeigen, welche, wie erwähnt, zum erstenmal hier zur Anwendung gelangen.

Das Gesetz bestimmt, daß in den Fällen, in welchen ein noch nicht Achtzehnjähriger noch nicht strafbar ist, das Strafgesetz die notwendigen Verfügungen trifft, wenn der Täter der Erziehung oder heilpädagogischen Behandlung entbehrt. Es kann ihn unter anderem unter Schutzaufsicht stellen, in einer Familie, einem Jugendheim oder einer andern Anstalt unterbringen oder in eine Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige verweisen. Die gleichen Maßregeln trifft das Gericht, wenn ein Jugendlicher strafbar ist und schuldig erkannt wird. Das Gesetz steht offen auf dem Standpunkt, daß die Strafe nur eines unter andern Erziehungsmitteln ist, daß die Strafe abgebaut werden muß, wenn andere Erziehungsmittel wirksamer sind. Auch die vom Gesetz eingeführte unbestimmte Strafe, deren Dauer sich erst durch das Verhalten während des Vollzuges bestimmt, entspringt dieser Auffassung über den alleinigen Zweck der Strafe.

Auch kann der Ausspruch über die verhängte Strafe für eine Probezeit von zwei bis fünf Jahren aufgeschoben werden. Diese Einrichtung ist verschieden von der schon jetzt bestehenden bedingten Verurteilung, wo nur der Vollzug aufgeschoben wird. Der Jugendliche kommt nie vor die Geschwornen, sondern in Fällen, wo sonst das Geschwornengericht kompetent ist, vor die Schöffen. Jedem Schöffengericht, das in Jugendsachen zu entscheiden hat, muß eine im Lehrberuf und soll eine in der Jugendfürsorge tätige Person angehören. Ist ein Mädchen angeklagt, so soll dem Schöffengericht eine Frau angehören. Es wird deshalb eine besondere Schöffenliste angelegt. Vor Anordnung von Erziehungsmaßregeln soll das Gericht das Jugendamt oder sachverständige Jugendstellen oder Personen hören.

Zu Strafrichtern in Jugendsachen *dürfen nur Richter bestellt werden, die sich durch pädagogisches Verständnis auszeichnen.* Sie sollen womöglich in *Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik wissenschaftlichen Unterricht* genossen haben. Im Strafverfahren gegen einen Jugendlichen sind seine Lebensverhältnisse sowie alle Verhältnisse zu erforschen, die zur Beurteilung seiner körperlichen und geistigen Eigenart dienen können. In zweifelhaften Fällen soll der Jugendliche ärztlich untersucht werden. In allen Abschnitten des Verfahrens soll das Gericht die Jugendämter und geeignete Körperschaften, Gesellschaften und Personen zur Mithilfe heranziehen, die in der Jugendfürsorge tätig sind und sich für eine solche Tätigkeit zur Verfügung stellen (Jugendgerichtshilfe).

Prinzipiell und praktisch weittragend sind auch die Bestimmungen über den Strafvollzug. Durch den Vollzug der Freiheitsstrafe sollen die jugendlichen Gefangenen zu Selbstbeherrschung, Arbeitsamkeit und gesetzmäßigem Verhalten erzogen werden. *Sie sind mit Ernst und Güte zu behandeln. Ihr Ehrgefühl muß geschont und gestärkt werden.* Die mit der Behandlung von jugendlichen Gefangenen betrauten Personen sollen sich durch *pädagogisches Verständnis auszeichnen* und womöglich über die wichtigsten für ihre Tätigkeit in Betracht kommenden *Lehren der Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik unterrichtet sein.*

Von ausschlaggebender Bedeutung endlich ist die Bestimmung, daß der Bund für die einer Anstaltserziehung bedürftigen unmündigen und jugendlichen Rechtsbrecher eine oder mehrere Bundesanstalten für Erziehungsbedürftige errichten wird, die dem Bundeskanzler unterstehen. An diesen Anstalten wird die Heilpädagogik

ihre Probe zu bestehen haben. Und auf die rasche Errichtung und die möglichst vollkommene Einrichtung dieser Anstalten wird sich die Anstrengung der beteiligten Kreise vereinigen müssen.

Die Idee, daß es möglich sei, jeden Verbrecher im Sinne der sozialen Einordnung zu beeinflussen, daß es also keine verbrecherische Anlage gibt, muß als Devise an der Stirnseite der Anstalt stehen. Dies ist selbstverständlich, denn sonst hätten solcherlei Anstalten keinen Sinn. Manches künstlich versperrte Schloß mag schwer zu öffnen sein, aber der Kundige findet doch endlich den richtigen Schlüssel. Auch in Fragen des Verbrechens verbietet sich, wie in allen sozialen Dingen, absoluter Pessimismus von selbst. Die beiden großen Pessimisten in Sachen des Charakters, der heilige Augustinus und Schopenhauer, müssen doch zugeben, daß es eine Änderung des Charakters durch Wandel des ganzen Wesens gibt. Die Individualpsychologie zeigt, wie dieser Wandel vor sich geht, wie der Irrtum behoben wird, wie mit einemmal die Hülle von den Augen genommen wird. Wie die Dinge nicht gemacht werden dürfen, haben wir im Mordprozeß Hug-Helmut mit Entsetzen gesehen, wo der Vormund des jugendlichen Mörders, ein psychoanalytisch geschulter Arzt, den Grundsatz ausgesprochen hat, daß mit dem Alter von sechzehn Jahren die Möglichkeit erziehlicher Beeinflussung aufhöre. Es wird deshalb von entscheidender Bedeutung sein, wie die geplante Anstalt geleitet wird, welches die Grundlagen ihres Erziehungssystems sein werden. Nicht allein entscheidend wird sein, ob in der Anstalt alles schön und gut ist. Ob die Aufgabe der Heilung, die Wandlung des Charakters, erfüllt ist, wird sich nur auf Grund sorgfältiger Statistik und auf Grund der Verfolgung der Lebensläufe der Zöglinge feststellen lassen. Dafür müssen also wissenschaftliche Methoden festgelegt werden.

Man darf erwarten, daß der vorliegende Entwurf nur ein Anfang ist. Der Grundsatz, daß alle mit dem Strafvollzug betrauten Personen pädagogisches Verständnis, Kenntnis der Psychologie, Psychiatrie und Pädagogik haben müssen, ist alsbald auf den Strafvollzug auch der Erwachsenen auszudehnen. Das ist die nächste und dringendste Forderung. Dies gilt für das ganze Personal: Gefangenhausleiter, Arzt, Lehrer, Wärter, denn der letzte Wärter kann durch eine Roheit verderben, was der Arzt und der Lehrer mühsam gebessert haben. Und die Forderung ist unschwer zu erfüllen. Sie verursacht keine großen Baukosten und keine Investitionen. Es sind einfach Kurse in Wien einzurichten, deren Absolvierung für neu einzustellende Beamte des Strafvollzuges Bedingung ist. Das alte Personal wird zur Hörung dieser Kurse, die nicht länger als sechs Wochen dauern müssen, abwechselnd beurlaubt. Alle drei Jahre hat eine Nachschulung des Personals in einem etwa achttägigem Kurse zu erfolgen. Die Wirksamkeit des Systems ist durch eine periodische Inspektion eines Heilpädagogen von unbestrittenem Rang zu prüfen. Die Ergebnisse dieser Methoden in der neuen Anstalt und in den Gefangenenhäusern müssen natürlich ernster Forschung zugänglich gemacht werden, damit haltbare Grundlagen für stete Fortschritte gewonnen werden.

Individualpsychologische Gedankengänge in Vergangenheit und Gegenwart

Dr. PAUL NEUDA:

„Der weiche Gaumen als Träger von Krankheitszeichen" (Mitteilungen aus den Grenzgebieten der Medizin und Chirurgie, Bd. 39, 1926).

„Allen diesen Krankheitsfällen (sc. ulcus ventriculi, ulcus duodeni, Cholelithiasis, Leber- und Pankreaserkrankungen) oder Krankheitsgruppen, in denen der weiche

Gaumen bedeutsam erscheinen mußte, ist auffallenderweise eines gemeinsam. Sie alle stellen Erkrankungen im Bereich des Darmschlauches oder seiner Anhangsdrüsen dar.

Diese Tatsache soll hier besonders vermerkt werden.

„Ich erwähne hier wieder die bemerkenswerte Tatsache, daß die Krankheitszustände, die im weichen Gaumen scheinbar ihre Zeichen lassen, sich der Erfahrung nach am Darmschlauch oder seiner Anhangsdrüse abspielen.“ (Analog den Befunden in der „Studie über Minderwertigkeit von Organen“.)

* * *

Dr. MAX KEMMERICH:

Aus einem Vortrag „Über das Weltbild des Mystikers“.

„Wer die Geschichte der großen Erfinder kennt, wird die gleiche Feststellung machen: daß nur jene wahrhaft groß sind, über ihre Zeit ins Ewige ragen, die ihre Erfindungen nicht aus egoistischen Trieben heraus machten, sondern zum Wohle aller, der ganzen Menschheit.“

* * *

HERBERT SPENCER:

„Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.“ (Deutsche Übersetzung von Fritz Schultze. 4. Aufl. Leipzig, Hermann Haacke, 1898, Seite 122.)

„ . . . daß in der Erziehung der Prozeß der Selbstentwicklung aufs äußerste ermutigt werden sollte. Kinder sollen angehalten werden, selbst ihre Untersuchungen anzustellen und selbst ihre Schlüsse zu ziehen. Man sollte ihnen so wenig als möglich vorerzählen, aber sie soviel als möglich anleiten, Entdeckungen zu machen.“

* * *

Dr. KARL KAUTSKY:

„Demokratisierung der Medizin“ („Die Bereitschaft“, VI. Jahrg., Nr. 1).

„Der autoritäre Arzt duldet keinen Zweifel, keine Frage nach dem Warum, ebensowenig wie der Kurpfuscher. Beide nehmen dem Patienten die volle Verantwortung ab, was für viele unselbständige Menschen natürlich von größtem Wert sein kann, welche kraft ihrer Artung sich nur dann wohl fühlen, wenn sich ihre Lebensführung in eng umzirktem Kreise nach peinlich genauer Vorschrift abspielen kann. Das Sicherheitsgefühl („mir kann nix g'scheg'n“) ist als gesundmachender Faktor keineswegs zu unterschätzen.“

* * *

GOETHE:

„Wahrheit und Dichtung.“ Neuntes Buch.

„Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge der Trommeln her, deren gewaltsame Wirkung und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturms und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle im Geviert haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht . . . Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward . . . . Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt wert, weil sie

mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinikum des älteren Dr. Ehrmann sowie die Sektionen der Entbindungskunst seines Sohnes, in der doppelten Absicht, alle Zustände kennenzulernen und mich von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsternis der Kirchhöfe, einsamer Örter . . . wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen."

*

Zu Kanzler v. Müller, 24. April 1819.

„Die Erziehung ist nichts anderes als die Kunst zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht besiegbare Schwierigkeiten hinauskommt."

* * *

CONFESSIONS OF AN EX-PSYCHO-ANALYST:

„The New Republic", 1926, p. 139.

„Often enough the applicant himself or herself knew perfectly well what to do; and all that was needed was a reinforcement of courage that a doctor could casily supply. One case in particular was most illuminating; and I took a more than usal interest in it from the fact that the patient was a family friend, a girl engaged to be married. Her trouble was really vanity. She could not tolerate the possibility of children from fear of spoiling her boyish figure; yet she had not wish to remain single.

* * *

STRINDBERG:

„Einsam." Deutsche Gesamtausgabe. S. 232. Verlag: Georg Müller, München-Leipzig 1913.

„Niemals ein Wort der Aufmunterung hören, raubt einem Mut und Selbstgefühl."

* * *

Dr. W. ELIASBERG:

„Rückblick und Ausblick der Psychotherapie." Eröffnungsrede auf dem I. Allg. ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Baden-Baden, 17. bis 19. April 1926. „Therapie der Gegenwart", Mai 1926.

„Eine Sozialisierung der Psychotherapie ist darum dringend notwendig. Die Psychotherapie darf nicht mehr, wie bisher, ein Vorrecht der begüterten Volksschichten sein. Wir wollen sie auch dem letzten unbekannten Soldaten des Lebens, nicht dem Toten, sondern dem Lebenden und Leidenden, zukommen lassen."

„Hier eröffnet sich der Ausblick auf eine Psychotherapie der abhängigen Arbeit, ein ärztliches Bemühen, das im engen Zusammenhang mit der Sozialreform, in Kenntnis des Arbeitsmarktes, in Kenntnis der sozialen Umstände jedes Einzelfalles bemüht ist, den einzelnen berufstätigen Menschen von dem Bleigewicht der Hemmungen, Sperrungen, der Verzweiflung, der Mutlosigkeit, von allem, was seine Leistungsfähigkeit gefährdet, seine Leistung herabsetzt, zu befreien."

* * *

Dr. RUDOLF URBANTSCHITSCH:

„Freud. Zu seinem 70. Geburtstag." „Neues Wiener Tagblatt" vom 6. Mai 1926, Seite 6.

„. . . Minderwertig gestempelt als Jude — nach Freuds eigenen bitteren Worten — wird ihm das Erbe seiner Abstammung zur ungeheuren Triebkraft, die Folgen historisch erlittener Demütigungen, die ihm, wie jedem seines Stammes, qualvoll in den Adern liegen, durch geistige Potenzen zu überkompensieren."

* * *

HANS WEICKER:

„Heilstätte Hermann-Blume-Haus." „Thüringer Guttempler", Heft 4 bis 5. 1926. Seite 73.

„Die Individualpsychologie, die hier zur Anwendung kommen soll, lehrt die tieferen Zusammenhänge zwischen dem besonderen Lebensschicksal und dem Alkoholismus aufspüren und gibt die heilerzieherischen Mittel zur Heilung an die Hand."

* * *

ARTHUR SCHNITZLER:

„Bemerkungen." (Aus dem noch unveröffentlichten „Buch der Sprüche und Bedenken.") „Neue Freie Presse" vom 22. Mai 1926, Seite 33.

„Was uns als Größenwahn erscheint, ist nicht immer eine Geisteskrankheit; oft genug ist es nur die bequeme Marke eines Menschen, der an sich verzweifelt."

* * *

SCHOPENHAUER:

Verse aus seiner Hamburger Zeit.

„O Wollust, o Hölle,
O Sinne, o Liebe,
Nicht zu befried'gen
Und nicht zu besiegen!
Doch du, Band der Schwäche,
Du ziehest mich nieder,
Daß fest mich umklammert
Das Heer deiner Fäden,
Und jegliches Streben
Nach oben mißlingt mir."

REFERATE*)

HENDRIK DE MAN: ZUR PSYCHOLOGIE DES SOZIALISMUS. Eugen Diederichs Verlag, 1926.

Der Verlag kündigt das Buch mit einer mächtigen Bauchbinde als die „erste wissenschaftliche Überwindung des Marxismus" an. Das braucht des Autors Geschmack nicht gewesen zu sein, wenngleich der Individualpsychologe vermutet, jeder Mann habe die Bauchbinde, die er — unbewußt — zu seinem Ziele braucht. An dieser Stelle ist es weder möglich noch nötig, nachzuweisen, daß es für diesmal mit der wissenschaftlichen Überwindung des Marxismus noch nichts ist. Es wird an anderer Stelle geschehen und nicht sehr schwer sein. Wir halten uns hier an die Teile des Buches, die den Psychologen besonders angehen. Wie de Man im Vorwort sagt, soll der erste Teil Kritik und Widerlegung des Marxismus enthalten, im zweiten will er dann auf den Trümmern der bisher gültigen Gesellschaftslehre sein neues Gebäude aufrichten. Aber die zwei Teile sind nicht streng gesondert. Der erste, polemische, deutet schon an mancher Stelle de Mans „neuen" Standpunkt an — wie sollte

*) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" besprochenen Veröffentlichungen sind zu beziehen durch die Buchhandlung Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4 (nächst dem Graben).

man auch ohne Standpunkt Kritik üben können? — der zweite, systematische, kann sich fast auf keiner Seite der verschiedensten Angriffe auf den vorgeblich doch schon am Boden liegenden Gegner entschlagen. Deswegen kann dieses kleine Referat auch nur in groben und großen Umrissen andeuten, worauf es dem Individualpsychologen in dem Buche ankommt.

De Mans Programm: gesellschaftswissenschaftlich und sozialpsychologisch nachzuweisen, daß nicht die Verhältnisse den Menschen machen, sondern der Mensch die Verhältnisse macht. Daß der mechanische Geschichtsfatalismus gar nicht die Meinung Marxens ist, weiß de Man und sagt deshalb vorweg, er werde sich auf gar keine Textkritik einlassen, und umsonst werde der Marx-Kenner ihn mit widerlegenden Marx-Zitaten zu treffen suchen. Ihm komme es nicht auf Marxens Theorie an, sondern auf die Wirkung, die sie bei Zeitgenossen und Nachfahren geübt, auf die Gestalt, die sie in der Arbeiterbewegung (besonders in der deutschen Sozialdemokratie) gewonnen habe. Sein „Marxismus" ist der historisch bedingte Niederschlag einer Lehre, nicht die Lehre selbst. Hier hätte zum ersten der Psychologe ansetzen müssen: W a r u m sind Marxismus und Marxismus (das heißt Lehre und Bewegung) so weit auseinandergerückt? W a r u m konnten sich Mißverständnisse, von Marxisten tausendmal widerlegt, trotzdem in den marxistischen Massen erhalten, ja kanonisch werden, wie unter anderm der historische Fatalismus, die Verwechslung von Klasseninteresse mit materiellem Vorteil, die scheinbare Herrschaft der Sachen über die Menschen usw.? W a r u m konnte die marxistische Bewegung trotz Marx eine taktische Interpretation erfahren, die so leidvolle geschichtliche Umwege, wie den Weltkrieg, hat ermöglichen helfen? Wo de Man diese so wichtigen Warums zu beantworten beginnt, bedient er sich der — m a r x i s t i s c h e n Methode; so, wenn er den Organisationsfanatismus der deutschen Sozialdemokraten aus dem Militarismus des Vorkriegsdeutschlands erklärt, wenn er die Typen der Intelligenzlersozialisten mit ihren besonderen, gesellschaftlich gegebenen Arbeitsbedingungen zu durchleuchten sucht usw. Eine eigentlich psychologische, eine jenseits-marxistische Analyse, auf die wir nach Streifband und Vorwort so gespannt waren, ist er s c h u l d i g geblieben und hat damit die erste, wichtige Gelegenheit, seine neue Gesellschaftslehre oder Geschichtsphilosophie am Konkretum der modernen Arbeiterbewegung zu erproben, sich entgehen lassen. Denn in der Tat hätte man hier einsetzen können mit den psychologischen Fragen: Aber w i e setzt sich preußischer Militarismus in sozialdemokratischen Organisationsfetischismus um? W i e geht es zu, daß sich aus den besonderen Arbeitsbedingungen (Marxens „materieller Basis") der Intellektuellen eine ganz bestimmte Ideologie entwickelt? Der Marxist würde sagen: die Aufgabe ist hier, die dialektischen Beziehungen zwischen „Unterbau" und „Überbau" an einem konkreten, geschichtlich begrenzten und uns gefährlich nahen Wirklichkeitsabschnitt bloßzulegen. Tatsächlich formuliert de Man die Frage ähnlich: „Wie entsteht die Gefühlslage und die affektmäßige Willensrichtung des Arbeiters aus seinen Lebensverhältnissen? (S. 137). Auch diese Frage bleibt im individualpsychologischen Sinne unbeantwortet. Aber sie ist wenigstens gestellt. Wie es überhaupt das Verdienst des Buches ist, allerhand bedeutsame Fragen aufgeworfen zu haben. In der geistigen Arbeitsteilung muß am Ende immer erst einer zu fragen beginnen... Das ganze Buch will beweisen, daß die Geschichtsabläufe, die Beziehungen zwischen Wirtschaftsgrundlage, Ideologie und Praxis, daß das Wesen und Verhalten der Masse anders ist, als dies der Marxismus dargelegt hat. De Man ahnt richtig, daß die Unzulänglichkeit (heutige, historisch gewordene Unzulänglichkeit) der Marx-Interpretation dort liegt, wo es sich um den lebendigen Menschen handelt. Es fehlt an Psychologie. Wir lesen von Minderwertigkeitskomplexen, von Geltungstrieben, von Klassenressentiment und seinen Kompensationen usw. und meinen, de Man komme vielleicht dem Standpunkt Adlers (den er mehrfach erwähnt) nahe. Aber es ist ein Irrtum, ein Trug; wie die wissenschaftliche Überwindung des Marxismus im besten Falle für ganz fernstehende, marxistisch nichtsahnende Gemüter etwas vorläufig Einleuchtendes haben kann, so die de Mansche „Tiefenpsychologie" einen Anstrich von Adlerismus nur für den, der die Individualpsychologie nur aus schiefen Schlagworten kennt. De Man ist psychologischer Eklektiker. Seine Psychologie ist ein Gemisch aus Mac Dougall, Trotter, Bergson, Freud, Adler, Jung usw. Selbst Le Bon und Wundt fehlen nicht ganz. In bezug auf die psychologische Begründung seiner eigenen Einstellung verfällt er sogar in Physiologismus („hätte ich einen kranken Magen, so würde ich die Dinge anders ansehen..." [S. 425]). De Man hat nicht erkannt, welcher p r i n z i p i e l l e Unterschied des Blickpunktes zwischen Adler und den anderen Psychologen von gestern und heute besteht. So sagt er z. B. (S. 62): Libido oder Machttrieb oder elan vital, das seien nur verschiedene Ausdrücke für eine psychische Urkraft, die das seelische Geschehen dirigiere, wie die physikalischen Energien das mechanische. Aber wenn man im Adlerschen System von einer psychischen Urkraft, selbst nur als Arbeitsformel verstanden, sprechen kann, dann ist es das Gemeinschaftsgefühl, und Adler unterscheidet sich ja in seinem kritischen Optimismus gerade dadurch etwa von Freud, daß die Rolle des Machttriebes zwar die einer „zweiten Natur", aber eben einer z w e i t e n

Natur, eine von der Zivilisation befürwortete, eine irrtümlich angemaßte, eine usurpatorische ist! Ebenso, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, wo de Man das Gemeinschaftsgefühl bei Adler mit der Zensur bei Freud vergleicht (S. 431). Die Zensur ist wiederum bei Freud das Sekundäre, der Vertreter des aus dem postlibidinösen Menschheitszustande auftauchenden Realitätsprinzips — also viel eher ein Gendarm der Nützlichkeit, denn (wie de Man meint) ein Exponent triebhaft-ursprünglicher Sittlichkeit, als welchen man jedoch das Adlersche Gemeinschaftsgefühl wohl ansprechen könnte. Solche Dinge deuten de Mans ungeschlossene psychologische Vorstellung an. Ebenso flüchtig und schief wird es, wenn er — in einem ganzen Kapitel — vom sozialen Minderwertigkeitskomplex der Arbeiterschaft handelt. Er hat etwas Richtiges im Auge, aber wiederum geht er an den wichtigsten Problemen vorbei. Er klärt nicht das psychologische Verhältnis des einzelnen zur Masse. Es fehlt die Fundierung einer Sozialpsychologie. Wenn man eine solche aus allen bereitliegenden Sorten von Individualpsychologie so mit der linken Hand zusammenzuklittern versucht, reicht es dann eben nicht weiter, als zu geistreichen, oft tiefsinnigen und verblüffenden — Randbemerkungen.

Die psychologischen Grundsätze, die de Man zur (allerdings nicht dogmatisch verehrten) Basis seiner neuen Gesellschaftslehre macht, sind folgende (S. 37):

1. „Das Denken ist ein Teilprozeß der Willenshandlung; es dient dem Zustandebringen von Willensvorstellungen.“ In individualpsychologischer Sprache: Alles Vorstellen und Denken ist vom Ziele her tendenziös bestimmt. So weit, so gut. Aber 2. „Jede Willensvorstellung setzt einen Affekt (das heißt einen Gefühlsverlauf mit Körperinnervation) voraus; jede affektmäßige Reaktion mündet in eine Willensvorstellung.“ Woher kommt der Affekt? Wohin zielt die Willensvorstellung? Wie vollzieht sich die Kausalwirkung zwischen Affekt und Willensvorstellung? Wie bewirken gleiche Affekte bei verschiedenen Menschen und Zeitaltern verschiedene Willensvorstellungen oder verschiedene Affekte bei verschiedenen Menschen und Zeitaltern gleiche Willensvorstellungen? 3. Punkt bei de Man: „Die Art der affektmäßigen Reaktion ist bedingt durch die triebhafte Veranlagung“ (de Mans Lieblingswort). Was ist denn die triebhafte Veranlagung? Nur Geduld, kommt gleich: 4. „Diese triebhafte Veranlagung wurzelt im Unterbewußtsein.“ Wie wurzelt sie darin? Wie kommt sie daraus hervor? Was ist überhaupt Unterbewußtsein? Welche Rolle spielt es? Gibt es ein Massenunterbewußtsein und ist dies dasselbe wie das Individualunterbewußtsein? Oder worin ist es anders? Diese Fragen können wir vermehren, aber wir bekommen auf alle keine Antwort. Und in der Tat, es ist nichts Neues entdeckt, als daß Verhältnisse, Umstände, Tatsachen, Situationen „an sich“ nichts sind, sondern nur etwas, nachdem sie, mit Marxens Worten, sich „im Menschenkopf ins Ideelle umgesetzt“ haben (wobei Marx mit Menschenkopf keineswegs die bloße Ratio meint. Vergl. übrigens Marx: „Die Geschichte tut nichts, sie besitzt keinen ungeheuren Reichtum, sie kämpft keine Kämpfe; es ist vielmehr der Mensch, der das alles tut, besitzt und kämpft“ und zahllose andere Stellen, aus denen die Schreiberin dieses Referats eine Widerlegung der Widerlegung des Marxismus zusammengestellt hat, ehe de Mans Buch erschien*). Nichts Neues entdeckt, als: der lebendige Mensch am Grunde der Geschichte. Und nichts Neues als das Alte, daß zwischen Ursache und Wirkung in der vom Menschen getragenen, den Menschen wiederum bindenden Kausalkette irgendein Agens ist, das de Man wechselnd „triebhafte Veranlagung“, „Weltgefühl“, „Gefühlslage“, „triebhafte Reaktion“ usw. nennt; denn wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Gerade hier aber hat die Sozialpsychologie einzusetzen. Wäre de Man Individualpsychologe und nicht psychologischer Feinschmecker an vielen Tafeln, so hätte er aus der Psychologie des Individuums von Seneca („omnia ex opinione suspensa“) über Nietzsche bis zu Adler in der Zielstrebigkeit des Organismus Anhaltspunkte genug für eine Sozialpsychologie gefunden. Das Agens, das sich in die unerbittliche Kausalkette eindrängt, konnte er dann erahnen, als das Entscheidende, weil es die Kausalkette sprengt, selber in seiner Stellungnahme Ursachen und zugehörige Wirkungen setzt. (Einerlei ob fiktiv oder real.) Aber mit „triebhafter Veranlagung“ ist gar nichts zu erklären. Schade. Die Sozialpsychologie, die wir allerdings (de Man packt schon am richtigen Ende an) so dringend brauchen zum Verständnis gerade solcher Erscheinungen wie der, die er in seinen Kapiteln „Reformismus“ und „Sozialpatriotismus“ beschreibt, und auch zur praktischen Arbeit in der sozialistischen Bewegung, eine solche Sozialpsychologie kann nur vom Marxismus und der Adlerschen Individualpsychologie her geschaffen werden. Vom Marxismus, der, noch immer unüberholt, die Bedingungen von Massenverhaltungsweisen in den gesellschaftlichen Grundlagen aufzeigt. Und vom Adlerismus, der am Paradigma der Einzelseele die Gesetzmäßigkeit der Reaktionen auf diese Bedingungen darlegt. Beide Wege hat de Man verfehlt, und es erwächst nach diesem Buch den Individualpsychologen die Aufgabe dringender als je, zu den vordersten Tagesfragen: Nationalismus, Pazi-

*) Im Verlag Am andern Ufer, Dresden, erscheint demnächst: Marx, Sein System mit seinen Worten. Ein Marx-Brevier.

fismus, Klassenkampf, Revolution usw., Stellung zu nehmen, wenn sie es nicht erleben wollen, daß die Öffentlichkeit so fragwürdige psychologische Lösungen ihnen und der Individualpsychologie in die Schuhe schiebt.

De Man hat es nicht fertiggebracht; paradox gesagt: seine falsche, ressentimentale Einstellung gegen Marx hindert ihn daran, Adler richtig zu verstehen. Als Freudianer würde man von einem schönen Vaterkomplex — de Man war jahrzehntelang marxistischer Vorkämpfer — sprechen. Wendungen, wie: „Ich empfinde ganz besonderen Widerwillen, mich in Sachen des geistigen Urteils nach anderen zu richten" (Seite 284) oder „Nirgends lasse ich mir das Recht streitig machen..." (Seite 168) usw., fallen auf. Man könnte de Mans subjektive Stellung auch unschwer als Protest gegen eine eigene marxistische Unzulänglichkeit (er ist vom Krieg, den er als Marxist (!) für unmöglich hielt, völlig umgeworfen worden) deuten, als Protest, der im Mantel der Theorie und sittlichen Sendung daherkommt. Und den behutsamen Respekt, mit dem er Marx nicht ausgesprochen abschlachtet, sondern nur an seinen geistesgeschichtlichen Ort stellen will (allerdings sehr energisch: „So, da gehörst du hin, alter Mann!"), könnte man auch als eine sehr kultivierte Entwertungstendenz zur Sicherung auf höherer Ebene deuten.

De Man kann die Konsequenzen einer, der einzig zeitgemäßen Individualpsychologie gar nicht ziehen für die Massen, weil sich herausstellen würde, daß er sich am Ende wieder Hand in Hand mit dem Marxismus fände...

Trotzdem ist das Buch wertvoll. Was de Man treffen wollte, hat er verfehlt. Aber er hat vieles getroffen, auf das zu zielen er gar nicht beabsichtigte. In Einzelheiten, wie dem, was er über die Relativierung der Wissenschaft, den Subjektivismus der Objektiven, über Sinn und Grenzen der Vernunft, die Bedeutung von Rationalisierung und Symbolbildung in der Geschichte usw. sagt, findet sich eine Fülle von Denkstoff. Über eine aphoristische Treffsicherheit im Halbdunkel kommt er allerdings nicht hinaus. Es fehlt ihm an Systematik, nicht in jenem überlebten, von ihm mit Recht abgelehnten schulmäßigen Sinne, sondern im Sinne eines bewußt mit allem Risiko auf sich genommenen einheitlichen Zieles.

Ich weiß nicht, ob das Buch eine so erschütternde Wirkung ausüben wird, wie es sich vornimmt (trotz vorgetragener Bescheidung vornimmt). Es ist geeignet, unter unsicheren Menschen viel Unruhe zu stiften. Aber das soll uns nur recht sein. Wer noch nicht einmal an sich selber zutiefst irre geworden ist, ist für wahre Sicherheit noch nicht zu gewinnen. Indem de Man vielen das, was ihnen heilig ist, zum Fragwürdigen macht, um es ihnen auszutreiben, spielt er unbeabsichtigt unser Spiel: er macht seine Leser reifer, sich von falschen Rationalisierungen zu befreien, tendenziöse Mißverständnisse abzuschütteln und unbehinderter von ihrer „Privatseele" (die de Man selbst allerdings für ewig hält, vergl. Seite 186) und obskuren triebhaften Veranlagungen bewußt den Weg zur Gemeinschaft einzuschlagen.

Dr. Alice Rühle-Gerstel (Dresden).

MIGUEL DE UNAMUNO: ABEL SANCHEZ. DIE GESCHICHTE EINER LEIDENSCHAFT. Erschienen: Meyer & Jessen, Verlag München.

Von Unamuno, der von seinen Kritikern als die größte Gestalt des spanischen Geistes, als einer der größten Philosophen Spaniens und einer der merkwürdigsten zeitgenössischen Köpfe überhaupt bezeichnet wird, stand am 26. März 1926 in den Zeitungen zu lesen, daß seine Schriften erst kürzlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurden, und daß dieses regelrechte Autodafé, das mit Prozession und Glockengeläute, mit Mönchen und Grabkerzen, mit Militär- und Schulkinderspalier vor sich ging, vorher ganz modern durch Funkspruch in ganz Spanien bekanntgegeben wurde. Unamuno hat in seinem Roman Abel Sanchez eine Geschichte von allgemein menschlicher Bedeutung mit dem Motiv der Tragik Kain und Abels geschrieben. Er betrachtet das Problem des biblischen Brudermordes, den er in das Modernste überträgt, durchaus vom individualpsychologischen Standpunkt. Er hat hier als Dichter mit ungeheurem Scharfblick jene Beweggründe erkannt, die für den Alltagsblick ganz im Dunkeln scheinen und die die Handlungsweise von Personen oft so schwer verstehen lassen; diese Beweggründe hat die Individualpsychologie wissenschaftlich zum ersten Male scharf und prägnant aufgezeigt und erfaßt. Unamuno zeichnet meisterhaft den Kain, der in diesem Roman Joachim heißt und Arzt ist. Joachim fühlt sich schon seit seiner Kindheit unterdrückt, durch Abel in den Hintergrund geschoben. Er nimmt dadurch ein übermäßig starkes Minderwertigkeitsgefühl mit in das Leben (ganz zu Unrecht), das ihm sein Dasein zur Hölle macht.

Er läuft seinen Niederlagen nach, sieht schon mit Angst immer im voraus, wie Abel ihn in allem übertreffen wird, obwohl er selbst ein sehr fähiger, mit allen Vorzügen eines vollwertigen Mannes ausgestatteter Mensch ist. Er selbst drängt Abel dazu, als Dritter in seine und Hellenas Bekanntschaft einzutreten, wird aber im gleichen Moment von stärkster Eifersucht gequält... „Sie spielt nur mit mir, sie wird mich umbringen," sagt Joachim zu Abel, „denn, Abel, du bist mit ihr im Einverständnis, ihr hintergeht mich." Abel: „Rege dich doch nicht so auf, fasse dich in Geduld." Joachim: „Geduld, und was ist denn mein ganzes Leben als Geduld? Ein fortwährendes Leiden? Du bist

der Liebenswerte, du bist der Gefeierte, du der Sieger, du der Künstler, du der Günstling des Schicksals. Ja, ich bin niemandem sympathisch, ich bin von Geburt an verdammt.“ In seinen Bekenntnissen schreibt Joachim: Ich dachte daran, sie beide zu töten, und malte mir im Geiste die Einzelheiten meiner blutigen Rache aus. Es kam mir vor, als habe Hellena mir alles nur zum Hohn getan, nur um mir ihre Verachtung fühlen zu lassen. Und ich begehrte sie mehr als je und mit heißerer Glut. Ich gab mir durchaus Rechenschaft darüber, daß das Recht ganz auf ihrer Seite war; daß ich nicht den geringsten Anspruch auf Hellena erheben konnte; daß man die Neigung einer Frau weder erzwingen kann noch darf; dann aber hatte ich doch wieder das unbestimmte Gefühl, daß sie mir nur zum Hohne sich gefunden hatten, daß der Entschluß Hellenas nur dem Wunsche entsprang, mich rasen und leiden zu sehen, meine Begierde aufzustacheln, mich vor Abel zu demütigen. Als Abel Hellena geheiratet hat, schrie er:... in mir wurde es noch kälter als zuvor, ich kam mir schlechter vor als ein Ungeheuer. Ich vergrub mich in mein Studium, nicht um Trost zu suchen, sondern um die Grundlage zu schaffen für meinen maßlosen Ehrgeiz. Der Ruhm meines Namens sollte den schon aufsteigenden Ruhm Abels verdunkeln, meine wissenschaftlichen Entdeckungen sollten seine Gemälde in den Schatten stellen. Eines Tages sollte Hellena einsehen, daß ich es war, ich, der Arzt, der Widerwärtige, der ihr hätte den Ruhmesglanz verschaffen können, nicht er, der Maler. Die Wissenschaft sollte mir zugleich Betäubungs- und Reizmittel sein. — Als Joachim später heiratet, schreibt er über Antonia in seinem Bekenntnis: Mein gutes, armes Weib gab sich alle Mühe, mich zu lieben, und den Abscheu zu überwinden, den ich ihr zweifellos einflößen mußte. Nie hat sie es mir gesagt, aber konnte ich denn anderes, als ihr Abscheu einflößen? Sie heiratete mich, wie sie einen Aussätzigen geheiratet hätte, aus göttlichem Mitleid, aus Selbstverleugnung, um meine Seele zu retten und damit die ihrige zu erhöhen, aus heiligem Heldensinn. Aber sie heilte mich nicht von Hellena, sie heilte mich nicht von Abel. Ihre Heiligkeit war für mich nur eine Gewissensqual mehr. Ihre Sanftmut reizte mich. Joachim trägt sich mit dem Gedanken, seine Praxis aufzugeben. Es zog ihn zur wissenschaftlichen Forschung, das Verlangen nach Ruhm und Ansehen und, wie er selbst schreibt, der heiße Wunsch, sich in der Wissenschaft einen bedeutenden Namen zu machen und dadurch den Künstlerruhm Abels zu verdunkeln. So wollte ich Hellena strafen, sagte er, so mich an den beiden rächen, an ihnen und an allen übrigen . . .!

Eines Tages, als Joachim bemerkte, daß Hellena, die Frau seines Freundes, Mutter werden würde, während seine eigene Frau und er noch keine Aussicht auf einen Leibeserben hatten, sagte er sich: „Siehst du? Er ist sogar mehr Mann als du, er wird bald einen Sohn haben, er wird bald der Welt ein neues Leben schenken, ein ureigenes Werk aus Fleisch und Blut, und du, du bist wohl gar nicht einmal fähig dazu . . . Ja, Abel ist mehr Mann als du!“ Als Antonia bemerkte, daß Joachim, wenn er vom Hause Abels kommt, immer niedergeschlagen und mißmutig ist, frägt sie ihn einmal: „Liebst du noch immer Hellena?“ Joachim antwortete: „Nein, nicht Hellena ist es, die ich liebe, sondern ich hasse Abel . . . Sie haben geheiratet, um mich zu erniedrigen, zu demütigen, zu beschimpfen. Durch ihre Heirat wollten sie sich über mich lustig machen; mir zum Trotz haben sie geheiratet.“ Antonia: „Vergiß ihn und arbeite, und du wirst Name und Ruhm erlangen wie er, denn du bist es nicht minder wert. Gib deine Praxis auf und laß uns fortziehen von hier, in mein Vaterhaus, dort gib dich dann dem hin, was dich am meisten befriedigt, der Forschung. Man soll von dir reden, ich will dir helfen, ich will achtgeben, daß man dich nicht störe, und du wirst mehr sein als er!“ Joachim: „Ich kann nicht, Antonia, seine Erfolge rauben mir den Schlaf und würden mich nicht in Ruhe arbeiten lassen. Wenn ich in das Mikroskop schaue, so würde sich immer nur die Vision seiner wunderbaren Bilder vor mein Auge drängen.“

Als Abel ein Sohn geboren wurde, da fühlte Joachim seinen Haß noch bitterer werden. Dieser neue Triumph Abels verband mich, so schreibt Joachim in seinen Bekenntnissen, noch fester mit Antonia. Es sollte, es mußte kommen, daß sie, das arme Opfer meines blinden Hasses, Mutter meiner Kinder würde. Sie sollte die Mutter meiner Kinder sein und für sie höherstehen als die Mütter anderer Kinder. Sie, die Arme, hatte mich vorgezogen, mich, den Abstoßenden, den Verachteten, den Verhöhnten, sie hatte den gewählt, den die andere geringschätzig und spöttisch verschmäht hatte. Auch ich müßte ein Kind bekommen, schöner noch als das seine.

Als er das Kind bekommen hatte, schrieb er: „Konnte ich denn meine Antonia wirklich lieben? Ach, wenn ich nur fähig gewesen wäre, sie zu lieben, so hätte sie mich erlöst. Sie war für mich nur ein weiteres Werkzeug der Rache. Vielleicht hatte ich nur geheiratet, um wieder Hasser zu erzeugen, um meinen Haß zu übertragen, um ihn unsterblich zu machen.“

Nun noch eine Stelle des Buches, die bezeichnend ist für Joachim (Seite 161): „Sieh, Abel, du hast mir die Jugend vergällt, du hast mich mein Leben lang verfolgt, du hast mich immer verachtet, du hast mir schon Hellena entrissen, um mich zu demütigen, zu erniedrigen.“ Und er ging auf Abel zu, packte seinen Hals mit beiden Händen und würgte ihn. Die Verdichtung des Glaubens

an das eigene Verfolgtsein, an die eigene Unzulänglichkeit, an die eigene Minderwertigkeit führt endlich zum Mord. Der Typ Kain, Joachim, der das Opfer seiner eigenen Fiktion ist, ist hier großartig gezeichnet. Der Roman kann zu den besten individualpsychologischen Schriften gerechnet werden, weil er in seltener Reinheit und Schärfe jene Grundlinien des menschlichen Lebens herausarbeitet, die bisher eben nur von großen Dichtern richtig erkannt wurden und die wir eben die individualpsychologischen nennen. Sie bilden eine Komponente zu der großen Resultierenden, die wir Wahrheit nennen, der nur die großen Meister des Lebens nahegekommen sind.

Hutter (Wien).

TÄTIGKEITSBERICHT DES BERUFSBERATUNGSAMTES DER STADT WIEN. Eigener Verlag. 1926.

Der vom Berufsberatungsamt der Stadt Wien herausgegebene Tätigkeitsbericht vermittelt in einer sehr übersichtlich gehaltenen Statistik die große Wichtigkeit dieser jungen und doch schon äußerst wirksamen Institution, die erfreulicherweise von einer ständig anwachsenden Zahl von Rat- und Stellungsuchenden in Anspruch genommen wird. An eine sorgfältige ärztliche Untersuchung, die an jedem Bewerber vorgenommen wird, schließt sich eine psychotechnische Eignungsprüfung an; es wird auf schon vorhandene Fähigkeiten und Neigungen Rücksicht genommen und endlich die möglichen Chancen des wirtschaftlichen Fortkommens in den verschiedenen Berufen genau erwogen. Nach Prüfung aller dieser Gesichtspunkte wird dann dem Stellungsuchenden Rat und Vermittlung zuteil. Es ist zu betonen, daß die Bewerber dort durchaus ermutigend behandelt werden durch die sofortige Vermittlung von Lehrstellen und durch das Verständnis des leitenden Arztes, der darauf achtet, durch besondere Präzisierung der Diagnose den Kindern die schädliche Stigmatisierung als kranke Menschen wenn irgend möglich zu ersparen. Es wurden im angelaufenen Jahr rund 4000 Stellen vermittelt. S. L.

SCHWER ERZIEHBARE KINDER. Eine Schriftenfolge. Herausgegeben von Otto Alice Rühle. Verlag Am andern Ufer, Dresden (Buchholz-Friedewald) 1926.

Heft 1. Dr. Alfred Adler: Schwer erziehbare Kinder. Die Meisterschrift Alfred Adlers in der Darstellung dynamischer Entwicklungsgänge im Seelenleben des Kindes, seine unentwegten Nachweise, welche Wege einzuschlagen sind, um die Kinder von der Seite des Unnützlichen auf die des Nützlichen zu bringen, seine Darlegungen von der Aufgabe des Erziehers in der Ermutigung, all diese Momente ergeben zusammen das helle Licht, in welchem neue Erziehungsformen lebendig werden. Die moderne Pädagogik ist ohne Alfred Adler nicht zu denken — ja, sie lebt in weitestem Maße von ihm. Sie ist eine Pädagogik, bestimmt für Kinder und Eltern.

Heft 2. Dr. Erwin Wexberg: Das ängstliche Kind. Hier wird die Angst als ein Umweg, als ein Symptom der Entmutigung entlarvt. Wir sehen den Zusammenhang zwischen seelischen und körperlichen Erscheinungen (nervöse Krampfanfälle, nervöse Schlaflosigkeit) und begreifen von neuem, wie wichtig eine veränderte Einstellung der Erzieher gegenüber „kindlicher Unarten“ ist.

Heft 3. Ada Beil: Das trotzige Kind. An drei Beispielen wird hier neben der Symptomerklärung des Trotzes als einer Sicherung des Selbstwertgefühles, der Einheit der Persönlichkeit die Verknüpfung dieser Erscheinungen mit soziologischen Entwicklungsvorgängen beleuchtet. Es ist ja auch selbstverständlich: wenn die Individualpsychologie glaubt, das immanente Gesetz menschlichen Lebens aufzeigen zu können, so muß sie sich ebenso zu einer Vitalrassenpsychologie umsetzen lassen, welche uns in die Entwicklungsgebiete der Menschheit tiefere Einblicke tun läßt.

Ada Beil (Berlin).

RICHTIGE LEBENSFÜHRUNG. Volkstümliche Aufsätze zur Erziehung des Menschen nach den Grundsätzen der Individualpsychologie. Herausgegeben von Sophie Lazarsfeld. **Heft. 3. Dr. Margret Hilferding: Geburtenregelung.** Verlag Moritz Perles, Wien 1926.

Die Verfasserin bespricht zunächst eingehend die Physiologie der Sexualvorgänge, wobei sie es bei Erwähnung der Sexualstörungen nicht unterläßt, unsere Auffassung zu vertreten, wendet sich gegen die Härten des Mutterschaftszwanges und kommt schließlich zu der Feststellung, daß sie, sowohl im Sinne einer gesunden Bevölkerungspolitik als auch vom Standpunkt des Familienwohles, nur in der bewußten Zeugung die Lösung des Geburtenproblems sieht. Diese kann einerseits durch das Wachrufen des Verantwortlichkeitsgefühles der Eltern herbeigeführt werden, wodurch Gesellschaft und Familie vor geschädigter Nachkommenschaft geschützt erscheinen, anderseits durch Ermutigung, die mit allen gegen die Fortpflanzung gerichteten Scheingründen aufräumt. Ist so die Lebensanschauung optimistischer geworden, schwindet die Furcht vor Vermehrung der Kinderzahl. Die größere Familie erweist sich geeigneter für die Pflege des Gemeinschaftsgefühles, das beim Ein- und Zweikindersystem allzu mangelhaft ausgebildet ist.

Der Anhang bringt Adlers Erörterungen über den § 144, aus denen hervorgeht, daß auch hier, wie bei allen Lebensfragen, alles

von der Meinung abhängt. Auch eine verzweifelt scheinende Situation kann mutiger gesehen werden, zumal sich hinter der Verzweiflung in vielen Fällen männlicher Protest verbirgt. Vom Mut allein hängt also das Lebensglück der Schwangeren und des Kindes ab, „denn nur eine Frau, die das Kind will, kann ihm eine gute Mutter sein".

Martha Holub (Wien).

ALEXANDER HERZBERG: ZUR PSYCHOLOGIE DER PHILOSOPHIE UND DER PHILOSOPHEN. Verlag F. Meiner, Leipzig 1926.

I. Der Inhalt: „Aus der Verschmelzung mächtiger Lebenstriebe mit dem Erkenntnistrieb entstanden, treibt das philosophische Interesse die philosophische Betätigung hervor." (S. 31.)

Diese philosophische Betätigung besteht im Abrollen eines Denkprozesses, „der nicht auf Handeln abzweckt, sondern sich selbst genug ist". (S. 39.)

„Was aber vermag die Lebenstriebe des Menschen vom Handeln abzulenken, zu dem sie doch da sind, und sie auf die wunderlichen Wege des philosophischen Denkens zu bringen? Der Grund kann nur in den Menschen liegen, die sich so verhalten; nur die Psychologie der Philosophen kann die Psychologie der Philosophie aufhellen.

Der theoretische Philosoph — das ist die Erwartung, mit der wir uns ihm nähern — muß ein Mensch sein, in dem irgend etwas das Handeln behindert." (S. 39.)

„Ebenso muß der praktische Philosoph ein Mensch sein, in dem irgend etwas das Handeln behindert und der sich — um diese Behinderung zu ertragen — anspornende, bezw. quietistische Ideale schafft." (S. 46.)

Dreißig Philosophen, bezw. ihre Lebensgeschichte werden zum Beweise der obigen „Erwartung" herangezogen; mit Sokrates beginnt, mit Nietzsche endet die Reihe. Aus dem Lebenslauf dieser dreißig Denker ergibt sich für den Verfasser, daß die Philosophen

1. zumeist berufsscheu und berufsungeschickt (S. 64),
2. in der Mehrzahl erwerbsunwillig oder erwerbsuntauglich (S. 71),
3. zumeist ehescheu oder eheuntauglich (S. 77),
4. umgangsscheu oder umgangsuntauglich (S. 87),
5. fast alle politisch scheu oder politisch untauglich (S. 94),
6. im praktischen Leben inaktiv und untauglich, mit einem Wort insuffizient sind. (S. 98.)

Wenn nun „das Vorhandensein von praktischen Interessen, eine gewisse Intensität derselben und Interessenharmonie die Voraussetzungen des normalen praktischen Verhaltens sind" (S. 105), so ist hingegen den Philosophen „ein Mangel oder eine Schwäche der praktischen Interessen eigen." (S. 114.)

„Dies kommt daher, daß die großen Denker Menschen von übernormaler Hemmungsintensität sind." (S. 177.)

„Ist nun der intensiv gehemmte Mensch gleichzeitig ein solcher von großer Triebintensität (wie dies bei allen großen Denkern der Fall ist), so werden um so leichter Triebreste übrig bleiben, die sich nicht in Aktionen umsetzen können, womit die Disposition zur Neurose gegeben ist." (S. 190.)

„Was Lombroso übersteigert als den Zusammenhang zwischen Genie und Irrsinn bezeichnet (S. 200), das erklärt sich auf Grund der Hemmungshypothese zwanglos. Fast die Hälfte der großen Denker weist nicht nur psychopathische Züge, sondern ausgesprochene Neurosen auf."

„Die praktische Insuffizienz ist eine Folge der starken Gehemmtheit, die Produktivität eine Folge aus dieser in Verbindung mit ungewöhnlicher Triebstärke." (S. 201.)

„Nur die hochentwickelte Sublimierungsfähigkeit unterscheidet den Künstler, den Philosophen und den religiösen Menschen vom (reinen) Neurotiker." (S. 213.)

Die Ursachen der Gehemmtheit können verschiedene sein:

a) „Organische, z. B. schwächliche Konstitution, Kränklichkeit etc., die eine übernormale Empfindlichkeit gegen Unlustgefühle hervorrufen, aus der sich dann die gesteigerte Hemmungsintensität ableitet, die ihrerseits wieder zur philosophischen Betätigung führt" (S. 226), oder

b) „das Leben überhaupt muß enttäuscht haben, um dem Denken vor dem Handeln den Vorzug zu geben." (S. 227.)

An Folgerungen für die Psychologie der Philosophie ergibt sich für den Verfasser aus obigem:

a) „Philosophieren ist Triebbetätigung durch eine Ersatzfunktion des Handelns. (S. 228.) Philosophieren heißt Triebe durch Denken befriedigen." (S. 229.)

b) „Überhaupt ist das menschliche Handeln, seine Motive und Ziele, sein Wort für den besonders problematisch, dem es so unendlich schwer fällt und so häufig mißlingt." (S. 231.)

„Weil die Philosophen Leben und Welt nicht meistern können, entwerten sie sie mit den Mitteln des wissenschaftlichen Denkens und setzen sie zu einem bloßen Bewußtseinsphänomen herab (erkenntnistheoretischer Idealismus)." (S. 232.) sic!

Durch die Philosophie wird eine Kulissenwelt aufgebaut, „in der es sich besser leben läßt als in der harten peinbringenden Welt der gewöhnlichen Menschen". (S. 234.)

Trotz allem wird der Philosophie von dem Verfasser doch ein gewisser Wert zugebilligt: nämlich ein biologischer Wert, der

sogar ein dreifacher ist. Das philosophische Denken dient:

1. „als Ersatz des praktischen Handelns der Abfuhr unverwendeter Triebenergien,

2. es schafft an Stelle der rauhen und unbezwinglichen, daher unbefriedigenden Wirklichkeit eine schmerzfreie und beherrschbare, daher befriedigende Welt,

3. es führt auf dem Umwege zur realen Befriedigung mächtiger Interessen. Auf alle drei Weisen dient es der Erhaltung der seelischen Gesundheit, sein Wert ist ein seelenhygienischer.“ (S. 239.)

Dieser Wert beschränkt sich aber nicht nur auf die schöpferischen Denker selbst, sondern auch auf die große Masse der Nachschaffenden, der Leser!

„So wird ein Wundergarten, den sich ein mächtiger Geist geschaffen hat, um vor den Unbilden des Lebens geschützt zu sein, zu einem öffentlichen Park, der vielen vom Leben Verwundeten, die selbst kein Fleckchen Erde haben, Erquickung und Gesundheit bringt. Darin liegt der Kulturwert der großen Philosophien.“ (sic! S. 240.)

II. Die Kritik: a) Vom philosophischen Standpunkt.

Der Verfasser bewegt sich auf gefährlichem Grenzgebiet; in den philosophischen Auseinandersetzungen der letzten Jahrzehnte hat die Streitfrage Psychologismus — Antipsychologismus einen breiten Raum eingenommen; es ist an und für sich ein Wagnis, Psychologie und Philosophie bereits im Titel eines Buches in so enge Beziehung zu bringen, nachdem nach Kämpfen erst vor nicht allzulanger Zeit eine strenge Scheidung der Problemgebiete beider Wissenschaften zustande kam. Allerdings gleicht der Psychologismus jener sagenhaften Hydra, der man einen Kopf abschlägt, um zu sehen, wie zwei neue nachwachsen. Es ist schon ermüdend, es immer zu wiederholen: für den Psychologen mag es von Interesse sein, wie eine Vorstellung usw. zustande kommt, für den Philosophen ist es nur wichtig, ob und inwiefern dieselbe Geltung beanspruchen darf.

Das Problem der Geltung — um es gleich vorwegzunehmen — scheint nun folgerichtig für den Verfasser überhaupt nicht zu existieren, weshalb er nicht über den Wert der Philosophie urteilen sollte und dürfte.

Psychologie und Philosophie haben vollkommen getrennte Problemgebiete. Eine Psychologie der Philosophie, als einer Geltungswissenschaft, ist ein hölzernes Eisen und kann es wohl kaum geben. Insoferne ist der Titel von Herzbergs Buch zumindest irreführend.

Eine Psychologie der Philosophen ist prinzipiell von größtem Interesse, solange nicht der Versuch gemacht wird, die Geltung der Ergebnisse ihrer Wissenschaft mit zu psychologisieren, das heißt dieselben relativ, subjektiv, menschlich, empirisch zu machen.

Philosophisches Interesse kann dieser psychologische Versuch nur sekundär beanspruchen.

Eines sei hier gleich richtiggestellt: die philosophische Betätigung ist von „gesundem, normalem Handeln“ doch nicht gar so weit entfernt, als es den Anschein haben mag. Es scheint dem geschätzten Verfasser entgangen zu sein, daß z. B. eine Hauptvoraussetzung für philsophische Betätigung die intensive Beschäftigung mit den Werken der philosophischen Weltliteratur ist, denn niemand kann aus sich heraus das nachschaffen oder neuerschaffen, was die Kette der Generationen vor ihm geleistet hat. Jeder Philosoph muß belesen sein, muß in fortgesetztem Kontakt mit den Einzelwissenschaften stehen, deren differenzierteste Ergebnisse verstehen und werten können, denn es geht denn doch nicht an, die moderne Philosophie nur als eine Erholungsreise in den Traumäther des Übersinnlichen hinzustellen.

Daß es nun oft harte Arbeit ist, sich durch krause philosophische oder einzelwissenschaftliche Gedankengänge hindurchzuarbeiten, daß also hierzu auch ein intensives „Handeln“ erforderlich ist, wird der geschätzte Verfasser sicherlich zugeben; Verständnis und Respekt vor dem Gedankenbau der großen Denker will erarbeitet sein, kann nur durch tätige Arbeit erworben werden, die überdies zweifellos wie das Genie selbst im Dienste der menschlichen Gemeinschaft steht. Hierüber viele Worte zu verlieren, ist zwecklos; zu klar am Tage liegt der Einfluß großer Denker auf das tägliche Leben und auf das praktische Verhalten der Menschen untereinander.

Was den „Wert“ der Philosophie anbelangt — abgesehen von dem ihm von Dr. Herzberg zugebilligten biologischen Wert — so wird derselbe erst demjenigen klarwerden, der sich mit dem Problem der Geltung befaßt hat.

Daß der erkenntnistheoretische (kritische) Idealismus mehr ist als ein Versuch, „das drückende Leben in Traum, Schein und Erscheinung umzudeuten“, versteht auch nur der, der von Immanuel Kant gelernt hat, was es mit dieser Erscheinungswelt für uns, was es mit der Konstituierung des Gegenstandes der Erfahrung und mit deren gesetzmäßiger Struktur für eine Bewandtnis hat. Das Denken der Wissenschaft ist ein Denken in Gesetzen; und Begriff und Geltung des Gesetzes sind unabhängig von der Art ihres Zustandekommens.

b) Vom Standpunkt der Individualpsychologie.

Vielleicht wird es dem Buch von Doktor Herzberg zu danken sein, daß das Problem der Psychologie des genialen Menschen ins Rollen kommt, denn das absonderliche Ergebnis, daß die überwiegende Mehrzahl der

genialen Menschen sozusagen aus einer neurotischen Position heraus schafft, dürfte wohl nachdenklich stimmen. Es scheint doch, als ob die großen Individualitäten hier den Rahmen der Betrachtungsweise zu sprengen drohen, oder zumindest, als ob es hier nicht anginge, schematisch, statt individuell vorzugehen.

Wenn der geniale Mensch sich in die Einsamkeit zurückzieht, sich die Menschen vom Halse hält, so ist damit noch nicht gesagt, daß er „umgangsuntauglich" ist, so ist das keineswegs eine erwiesene „Insuffizienz". Die Individualpsychologie z. B. wird dies an und für sich auch keineswegs als eine Störung des Gemeinschaftsgefühls, also als eine falsche Einstellung werten; es wird vielmehr ausschließlich darauf ankommen, was der Betreffende mit seiner Einsamkeit anfängt. In solcher Einsamkeit ist mehr für die menschliche Gemeinschaft geleistet worden als an allen Stamm- und Biertischen der Welt zusammen.

Die Individualpsychologie ist sich wohl darüber klar, daß neurotische Einstellung mit sozialer Aktivität z. B. immer unvereinbar ist, daß der Weg der Neurose „meist in den kleinen Kreis der Familie mündet und die Isolierung des Patienten erzwingt". (Adler, „Theorie und Praxis", S. 16.)

Daß sich Neurotiker aber mit hingebender Intensität der Lösung von wichtigen Lebensfragen widmen, wie es z. B. der praktische Teil der Philosophie tut, scheint dem Begriff einer „fiktiven Leitlinie" völlig zu widersprechen. Die großen Denker, die mit Menschheitsproblemen ringen, wollen diese Probleme nicht nur zum Schein lösen, um sich so eine Sicherung vor den Forderungen der Gemeinschaft zu verschaffen; ihnen ist vielmehr gerade diese Gemeinschaft, die „Idee der Menschheit", letztes und höchstes Ziel, ja man kann sagen, daß es ein Philosoph war, nämlich Kant, der in der theoretischen Einheit der menschlichen Vernunft die Idee der Menschheit, der menschlichen Gemeinschaft, zuerst erkannt hat. Es dürfte auch nicht angehen, das sittliche Pathos des Genies einfach mit dem Worte „Sublimierung" abzutun, als wäre dieses tiefste sittliche Wollen des Menschengeschlechtes nichts anderes und nichts mehr als ein psychologisches Phänomen, das ohne Zusammenhang mit dem wirklichen Leben über den Wassern schwebt.

Nur wer die Leistung des genialen Menschen nicht verstehen und nicht berücksichtigen will, kann durch äußere und falsch gewertete Symptome auf den Gedanken kommen, daß es sich hier um „gehemmte" Menschen, oder wie die Individualpsychologie sagen würde, um Menschen in ausgesprochener Minderwertigkeitsposition handelt. Es ist logisch, daß eine nur psychologisch-schematisierende Betrachtung diese Leistung gar nicht verstehen kann, da es sich hier wieder um ein „Geltungsproblem" handelt. Die Eigenart der Individualpsychologie, durch welche sich dieselbe wesentlich von anderen nur psychologischen Theorien unterscheidet, ist eben darin gelegen, daß die Individualpsychologie auch Weltanschauungselemente in sich trägt, die ihr den Charakter einer Einheitsbetrachtung, nicht aber den Charakter einer Einseitigkeitsbetrachtung geben. Über die systematische Fundierung dieser weltanschaulichen Elemente der Individualpsychologie wird noch viel zu sprechen sein. Die Diskussion über dieses Thema wurde in den Spalten dieser Zeitschrift bereits eröffnet.

(Daß die „Gehemmtheit", von welcher Dr. Herzberg ausgeht, mit der Minderwertigkeitsposition der Individualpsychologie vollkommen identisch ist, geht klar aus jener Stelle des Buches hervor, welche die Ursachen jener „Gehemmtheit" aufzuzeigen sucht. S. 226! Wir finden dort: a) organische Ursachen: ist gleich Organminderwertigkeit, b) das Leben überhaupt muß enttäuscht haben usw. usw. Auf die Rolle, die das Triebleben, Triebreste usf. in der besprochenen Arbeit spielen, wird hier absichtlich nicht reagiert.)

Das Problem des genialen Menschen ist, wie kein anderes, ein Prüfstein für die psychologische Theorie wie für den Psychologen, der sie anwendet.

Es geht eben hier nicht an, ein noch so scharfsinniges Schema anders als „individuell" anzuwenden. Sonst geht es einem schließlich wie dem bekannten Hexenmeister, der die Geister nicht mehr los wird, die er selbst gerufen.

(Erkenntnistheoretisch genommen liegt die Sache so, daß Erfahrung, das heißt gesetzmäßige Erfahrung, die auch den Gegenstand trifft, nie zustande kommt durch alleinige Anwendung eines a priorischen Schemas. Das a priori allein ist „blind".)

c) Zusammenfassung: Auf der einen Seite ist Herzbergs Buch voll von naivem Realismus; die Welt der Dinge und der Taten wird als zweifellos real hingenommen und der Philosoph ist ein Neurotiker, der sich eine „Illusionswelt" schafft, um sich das lästige Handeln zu ersparen, wenn er z. B. bescheiden feststellt, daß nicht wir in einer farbigen, tönenden, bewegten Welt leben, sondern daß diese Farbe, dieser Ton usw. in uns sind, das heißt unsere, für uns allerdings notwendige Art das Unbekannte zu erfassen, zu beschreiben. Die Wellenzüge des Lichtes, die unser Auge, die Wellenzüge der Luft, die unser Ohr treffen, könnten doch auf anderen Instrumenten anders spielen und tun es auch; ihr „Ansichsein" werden wir nie erfassen! Ist man deshalb auf dem Weg zur Neurose, weil man das versteht und daraus seine Konsequenzen zieht?

Auf der anderen Seite aber ist das ganze Buch dogmatisch-konstruktiv. Das äußere

Leben der großen Denker — ihre scheinbare Wirklichkeit — wird in ein psychologisches Schema gezwängt, in welchem kaum mehr etwas von ihrer Realität übrigbleibt; alles ist Deutung und Konstruktion.

Zufällig habe ich eben auch ein Buch des Amerikaners Herbert N. Casson gelesen, „Die Erfolgreichen" betitelt, welches den Weg zum Erfolg an Hand des Lebens erfolgreicher Männer aufzuzeigen sucht. Man lese dort, wie oft die Großen der Industrie, Finanz, Technik usw. ihren Beruf gewechselt haben. Schließlich kommt ja doch alles darauf an, in dem eigenen — endlich gefundenen — Beruf Erfolg zu haben und sich so in die Gemeinschaft einzufügen. Und Erfolg haben doch die von unserem Autor z. B. herangezogenen Männer gehabt, sonst wüßte er nichts von ihnen. Es ist immerhin etwas, Jahrhunderte, ja Jahrtausende zu überdauern. Vielen sehr „tätigen" Menschen wird dies nicht gelingen, wie es überhaupt Geschmacksache ist, ob einem der ewig suchende Sokrates wervoller erscheint, oder ein selbstzufriedener Tatenmensch, was aber nicht hierher gehört. Normalität ist jedenfalls vorwiegend ein hygienisches und kein Kulturideal!

Gerade das Verständnis des genialen Menschen scheint nun ein Maximum an intensivem Eingehen auf wirkliche Individualität zu erfordern, die sich jedoch kaum in ein paar dürren Lebensdaten offenbaren, sondern sich viel eher aus den — allerdings weniger leicht zugänglichen — Werken des Genies erschließen dürfte.

Es will nicht sofort einleuchten, daß Sokrates „eheuntauglich" war, da seine Frau Xanthippe hieß!

Dr. H. Albrecht (Wien).

CHRONIK

DER DRITTE INTERNATIONALE KONGRESS FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

findet in der Zeit vom 26. bis 29. September 1926 in Düsseldorf statt. Anmeldungen von Vorträgen und Teilnahmsanmeldungen an Dr. Max Reis, Düsseldorf, Marienstraße 4. Das Kongreßprogramm wird im nächsten Heft dieser Zeitschrift bekanntgegeben.

Anläßlich der gleichzeitig stattfindenden Hygieneausstellung in Düsseldorf wurden Fahrpreisermäßigungen auf den Eisenbahnen bewilligt, deren auch die Teilnehmer an unserem Kongreß bei rechtzeitiger Anmeldung teilhaftig werden.

=

ERNSTES UND HEITERES ZUR KRITIK DER INDIVIDUALPSYCHOLOGIE*).

Y. de Lay („Scientia", 1. April 1926. Seite 301):

„Adler nimmt einen Gesichtspunkt ein, welcher dem Gesichtspunkt Freuds diametral gegenübersteht. Während letzterer auf dem Boden des strengsten Determinismus steht, ist das System Adlers, ganz im Gegenteil, finalistisch, da jede Lebensorientierung von der Natur der Ziele abhängt. Eine Lehre, die verlockend ist durch die Schönheit ihrer Linie und durch die geschickte Ausführung. Sie wird vielleicht in Augen mancher Psychologen ein bißchen elementär und ungenügend erscheinen; aber wir dürfen nicht vergessen, daß unser psychologisches Leben durch Bestrebungen und Einbildungen geschaffen wird, vielmehr als durch Erinnerungen und Begebenheiten, und daß die Ziele nicht ohne Wirkung in unserem Leben sind. Dies zeigt uns die Individualpsychologie Adlers."

Dr. Siegfried Bernfeld („Psychoanalyse als Forschungsmethode." „Vossische Zeitung", 13. Mai 1926):

„So ist Jung von der Psychologie in die Religion und Mystik abgebogen, so hat Alfred Adler einen großen Teil der von ihm als richtig anerkannten Anschauungen über Bord geworfen oder entwertet, um vermeintlichen Forderungen einer sozialen Einstellung zu genügen."

Fritz Wittels („Sigmund Freud." „Die neue Rundschau", 5. Heft, Mai 1926. Seite 522):

„Das Transzendente der Sexualität ist auch weiter nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß der Geschlechtstrieb die Erhaltung der unsterblichen Art überwacht. Die Kultur fordert gerade von ihm schwere Opfer. Alfred Adler, ein Schüler Freuds, hat diese für alle Mucker höchst ärgerliche Entdeckung überwunden, indem er den sexuellen Trakt für den anderen Systemen Gleichwertiges erklärte. Es sei ein Irrtum Freuds, die Sexualität für wichtiger zu halten als den Darmtrakt, den Harnapparat oder das Gefäßsystem. Im Psychischen unterscheidet Adler den gesellschaftlichen, den beruflichen und den sexuellen Kreis als gleich

---

*) Wir ersuchen unsere Mitarbeiter, die kritischen Auslassungen über Individualpsychologie zu sammeln und uns zum Abdruck überlassen zu wollen.

Die Schriftleitung.

wichtig. So hat er eine moralische Psychologie geschaffen, die von jedem Ministerium für Kultus und Unterricht der ‚reiferen Jugend' empfohlen werden kann."

Josef K. Friedjung („Das Revolutionäre in Freuds Werk." „Der Kampf", Heft 6, 1926, Seite 260):

„Die sehr richtigen und wichtigen Einsichten Alfred Adlers und seiner Schüler konnten erst auf diesem Boden erwachsen, und daß sie dieses Herkommen geflissentlich leugnen, ist ihr schwerster Fehler... Man kann wohl sagen, daß alles das, was sich in den letzten fünfzehn Jahren als Gedanken zu einer neuen Erziehung regt, zum größten Teile in Freuds Forschungsergebnissen wurzelt, bewußt oder unbewußt."

Oberstadtschulrat Wilhelm Paulsen („Die soziale Schule und die Individualpsychologie." Sozialistische Monatshefte, April 1926):

„Alfred Adlers vergleichende Individualpsychologie hat uns im Anschluß an die Psychoanalyse so hervorragende Aufschlüsse über das Wesen und die Entwicklung des kindlichen Seelenlebens gebracht, daß wir imstande sind, die Forderung einer Umstellung der praktischen Erziehungsmaßnahmen und eines Neubaues des gesamten Schulwesens von Grund auf unmittelbar aus ihnen abzuleiten... Hat also die Individualpsychologie auf dem Gebiete des Seelenlebens und der Lebenshaltung der Jugendlichen die wissenschaftlichen Erkenntnisse vertieft und in überraschender Weise vermehrt, so hat, in Übereinstimmung mit ihr, die praktische Pädagogik die Aufgabe, diejenige Form der Schule zu schaffen, in der die Jugend unverdorben der menschlichen Gesellschaft entgegenwächst."

=

NACHRICHTEN:

Dr. Alfred Adler wird vom 1. bis 5. November 1926 in Frankfurt a. M. Vorträge über Individualpsychologie und Erziehung halten.

=

Alfred Adler hielt am 10. Juni im Akademischen Verein für medizinische Psychologie, Wien, einen Vortrag über „Sexualität und Neurose".

=

Vortrag und Kurs Heinrich Jacobys.

Herr Heinrich Jacoby (Berlin-Dresden) hielt in Wien am 31. Mai 1926 im Internationalen Verein für Individualpsychologie einen Vortrag über das Thema: „Muß es Unmusikalische geben?" Dem Vortrag ließ Heinrich Jacoby eine Reihe von praktischen Demonstrationen folgen, sodann gab er in fünf zweistündigen Arbeitsgemeinschaften einen Überblick über praktische Wege zur Befreiung und Entwicklung der allgemeinen Ausdrucks- und Aufnahmefähigkeit, dargestellt am Beispiel der Musik. An diesem Kurse, zu welchem sich jeder, gleichgültig, ob er im üblichen Sinne für „unmusikalisch" gilt, ob er musikalisch vorgebildet ist oder nicht, melden konnte, nahmen zahlreiche Mitglieder und auch Nichtmitglieder des Vereines teil.

=

Erziehungsberatungsstelle in Brünn.

Seit 1. November 1925 besteht bei der Bezirksjugendfürsorge in Brünn (Tschechoslowakei) eine individualpsychologische Erziehungsberatungsstelle. Leiter: Dr. med. Hans Zweig, Nervenarzt. Sprechstunden: Freitag von 5 bis 7 Uhr.

=

Demnächst erscheinen folgende individualpsychologische Publikationen:

Handbuch der Individualpsychologie, herausgegeben, unter Mitarbeiterschaft zahlreicher hervorragender Individualpsychologen, von Dr. Erwin Wexberg. Verlag Bergmann, München.

Alfred Adler: Individualpsychologie und Erziehung. Verlag Bergmann, München.

Alfred Adler: Menschenkenntnis. Verlag Hirzel, Leipzig.

Du und der Alltag. Herausgegeben von Johannes Neumann. Verlag Warneck, Berlin.

Eine Schriftenreihe „**Individuum und Gemeinschaft**". 1. Heft: Johannes Neumann: Über das Gefühl. — 2. Heft: Ada Beil: Inhalt und Wandel der Idee der Mütterlichkeit. — 3. Heft: Otto Kaus: Politik und Individualpsychologie. — 4. und 5. Heft: Ada Beil: Das Schöpfertum der Frau.

Ada Beil: Die unbekannte Männerseele.

=

Im Handbuch für normale und pathologische Physiologie" sind erschienen: Sechs Abhandlungen zur Sexualpsychologie und Psychologie der Perversionen von Alfred Adler; eine Abhandlung aus demselben Gebiete von Dr. Max Reis (bemerkenswerte Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse), weiters eine zusammenfassende Abhandlung über Sexualpsychologie von Dr. Arthur Kronfeld.

In der „Scientia" (Aprilheft 1926) ist erschienen: Alfred Adlers Vortrag an der Sorbonne (Paris) über Individualpsychologie.

=

REDAKTIONSSCHLUSS für die nächste Nummer der Zeitschrift (Nr. 5 des vierten Jahrganges) ist: 10. August 1926. Manuskripte wollen nur maschingeschrieben eingesendet werden.

MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den **vierten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie":

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte **in wesentlich vergrößertem Umfange,** zumindest 24 Druckbogen im Jahre, Großoktavformat):

Für **Österreich:** Schilling 16·—.

Für **Deutschland:** Mk. 10·—.

Für **sämtliche übrigen europäischen Staaten:** Mark 10·— oder der Gegenwert.

Für die **überseeischen Staaten:** Dollar 3·—.

Die **Einzahlungen** können erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt;** unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Widenmayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einsenden zu wollen.

Erste, zweite und **dritte Jahrgänge** der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen. Die **Preise** der einzelnen älteren Jahrgänge stellen sich dem Preise des laufenden Jahrganges (den oben angegebenen Beträgen) gleich.

Die **Sonderhefte** des **dritten** Jahrganges sind auch einzeln beziehbar. Einzelpreis: Mk. 3·— oder Schilling 5·— und für überseeische Staaten Dollar 1·— das Heft.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10. — Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl", Wien, IX., Berggasse 31.